

flutter.

Winter 2015-2016 / Nr. 57



Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Thema: Geschlechter

Anzahl der unbezahlten Arbeitsstunden von
Frauen in einer Woche: 29,5
Anzahl der unbezahlten Arbeitsstunden von Männern
in einer Woche: 19,5

Anteil der Frauen im Bundestag 1972: 5,8 Prozent
Anteil der Frauen im aktuellen Bundestag: 36 Prozent

Anteil der Jungen zwischen 11 und 17, die
normalgewichtig sind: 74,3 Prozent
Anteil der Mädchen zwischen 11 und 17, die
normalgewichtig sind: 75,4 Prozent

Anteil der Jungen zwischen 11 und 17, die sich
zu dick finden: 35,5 Prozent
Anteil der Mädchen zwischen 11 und 17, die sich
zu dick finden: 54,5 Prozent

Anzahl der Autorinnen in diesem Heft: 10
Anzahl der Autoren in diesem Heft: 8

Mehr Zahlen und Geschichten zu unserem Thema unter
www.bpb.de/gender

Editorial

→ Wenn es um das Verhältnis der Geschlechter geht, wird das Einfache schwierig. Dabei hat doch die Natur eine klare Ordnung vorgegeben – es gibt Mann und Frau. Auf deren biologischen Unterschieden baut die Ordnung der Gesellschaft auf, weist beiden Geschlechtern ihre Rollen zu und sichert so den Zusammenhalt des Ganzen. Diese einfache Erzählung ist immer noch machtvoll. Ihre Wirkung entfaltet sich von Kindheit an und durchzieht alle Sphären des gesellschaftlichen Lebens bis in unser Denken und Fühlen.

Unser Alltag ist geprägt von Geschlechterrollen in Mode und Werbung, im Beruf oder auch in der hingegenommenen unbezahlten Arbeit bei der Pflege und Erziehung von Angehörigen. Es zeigt sich: Die vermeintlich natürliche Ordnung der Geschlechter ist oft von Menschen gemacht und mit Macht verbunden. Denn was aus den bestehenden biologischen Unterschieden folgen soll, ergibt sich nicht von selbst. Dazu sind die historischen und aktuellen Gesellschaftsentwürfe auch in dieser Beziehung zu verschieden. Über Jahrhunderte hinweg wurde Geschlecht benutzt, um Frauen in ihren Rechten einzuschränken. Zudem wurde Geschlecht immer wieder heteronormativ gedacht: Homosexuelle und Transgender waren von der Gesellschaft ignoriert oder ausgeschlossen. Neben den Resten matriarchaler Gesellschaften und den in den westlichen Demokratien

heute gültigen liberalen Formen der Gleichberechtigung gibt es nach wie vor hart patriarchalische Gesellschaften, wie die in Saudi-Arabien.

Wie gleichberechtigt sind wir und wollen wir sein? Es gehört Mut dazu, sich hier zu positionieren, aber es lohnt sich. Soziale Bewegungen und auch der Feminismus haben viel geleistet, Kämpfe gefochten und Veränderungen bewirkt. Inzwischen ist in Deutschland die Gleichberechtigung Verfassungsgut, weltweit ist sie in zahlreichen nationalen und internationalen Gesetzen festgeschrieben.

Geschlechtergerechtigkeit ist kein Selbstläufer. Die Gewinner der überkommenen patriarchalischen Ordnungen, vor allem die Netzwerke der mächtigen alten Männer, verzichten nicht freiwillig auf ihre Privilegien. In vielen Unternehmen, aber auch im akademischen Betrieb, herrscht immer noch das ungute Phänomen der gläsernen Decke, durch die es Frauen schwer haben, sich im Kampf um Spitzenpositionen durchzusetzen.

Wir leben in einer Übergangszeit. Neue Sprachmuster müssen probiert werden, neue Kulturen des beruflichen und privaten Alltags bilden sich von Debatten begleitet heraus. Es gibt in vielem bereits ein unaufgeregtes, alltägliches Experimentieren. Wo es gelingt, zeigt sich, wie attraktiv die gelebte Vielfalt und Gleichberechtigung liberaler Gesellschaften sein können. Dass es Spaß macht, gelassen miteinander die Unterschiede auszuhalten oder auszuleben. Freiheit ist immer auch die Freiheit der Anderen, auch der anderen Geschlechter. **Thorsten Schilling**



Im Tierreich sind Männer oft besonders peinlich: Sie trommeln sich auf die Brust, geben brunftige Laute von sich oder prahlen mit ihrem Federschmuck - wie dieser eitle Pfau. Manche sind aber auch arm dran. Es gibt Spinnen, die ihre Männer nach dem Geschlechtsakt aufessen

Inhalt

5

THINK DIFFERENT

Das Verhältnis der Geschlechter ist gewaltig im Umbruch. Gut, dass es Genderforscherinnen gibt, die einiges erklären können

10

RECHT SO

Ein paar Gesetze zur Gleichstellung

12

WIEDER TYPISCH

Männer sind blinder. Das ist nicht der einzige biologische Unterschied

14

DIE WAREN DAS

Ein Quartett wichtiger Kämpferinnen für mehr Emanzipation

18

ALLE FÜR ALLE

Island ist das gleichberechtigtste Land. Das hat eine Geschichte

20

ICH BIN ICH

Jonas war mal eine Frau und hat sich dann zum Mann gewandelt

23

SIE SIND TRANSSEXUELL? DER JOB GEHÖRT IHNEN!

Ausgerechnet im Macho-Land Argentinien gibt es eine Transquote



S. 12



24

DA TANZEN SIE, DIE STUDIERENDEN

Die Sprache bevorzugt eindeutig die Männer. Aber das lässt sich ändern

25

ÜBER LEITWÖLFE UND POWERFRAUEN

Zeitungen, Fernsehsender, Magazine – sie alle verbreiten ständig Stereotype

26

SO SIEHT'S AUS

Für unser Centerfold haben wir das Nachrichtenmagazin Spiegel in Männer und Frauen zerlegt

28

VON DER ROLLE

In Spielfilmen sind Frauen oft Nebensache. Sechs Kassenschlager im Vergleich

30

UNTER UNS

Erstaunlich, wie Frauen am Arbeitsmarkt benachteiligt werden

35

HAMMER JOB

Toni wird Zimmerin, Max Erzieher. Ist beides eine gute Idee

36

WAS WIR NICHT SEHEN

Der Islam wird oft pauschal als frauenverachtend empfunden

41

ERSTMAL FRAGEN

Unglaublich, was Frauen in Saudi-Arabien alles nicht dürfen

42

MUTTER ODER JUNGFRAU

Aus Adams Rippe: Schon im Alten Testament kommt die Frau nicht so gut weg

44

OH BOY

Schlaffis oder präpotente Alphantiere: Was ist bloß mit den Männern los?

46

VERKAUFSSCHLAGER

Mit Produkten für Frauen und Männer lässt sich gut verdienen. Mit sexistischer Werbung auch

49

KRIEGERIN

Kurdische Soldatinnen kämpfen an vorderster Front

50

IMPRESSUM



S. 36



Think



different



Männer, die auch weiblich sein dürfen, Frauen, die auf eine Quote drängen, und Menschen, die weder Frau noch Mann sein wollen. Die Diskussion über das Verhältnis der Geschlechter nimmt Fahrt auf. Ein Gespräch mit der Genderforscherin Sabine Hark

Von Elisa Simantke, Fotos: Hana Pesut

→ fluter: Frau Hark, Sie sind eine der bekanntesten Genderforscherinnen Deutschlands. Ganz kurz erklärt: Was machen Sie in Ihrem Job?

Sabine Hark: Ich vermittele den Studierenden, dass Geschlecht eine Kategorie ist, mit der wir die Gesellschaft ordnen. Wir haben alle eine Vorstellung von Geschlecht, davon, wie Frauen und Männer „so sind“. Aber wo kommt das Wissen her? Was sind die historischen Kontexte? Zu welchen Handlungsmustern führt das? Was hat das Geschlecht damit zu tun, welche Rolle jemand in der Gesellschaft annehmen soll? Welche sozialen und ökonomischen Konsequenzen hat das? Darum geht es in der Geschlechterforschung.

Warum werden Geschlechterforscherinnen in der vergangenen Zeit selbst in bürgerlichen Leitmedien angegriffen?

Man kann tatsächlich von Hass auf die Genderstudies sprechen, der in den vergangenen zwei bis drei Jahren stark zugenommen hat. Weil es politisch nicht opportun ist, gegen Gleichstellung zu sein, hat sich die Argumentation in andere Bereiche verschoben. Jetzt wird wieder stärker mit der Biologie argumentiert, auf die vermeintlich „unhintergehbare Natur“ verwiesen, die nur zwei Geschlechter vorsehe. Den Genderstudies wird vorgeworfen, eine totalitäre Gleichmacherei zu betreiben. Das ist Unsinn. Aber die Inhalte der Geschlechterforschung sind vielen Menschen unbekannt, das macht es leicht, sie zu verteufeln.

Lann Hornscheidt, auch in der Genderforschung tätig, möchte nicht klar als Frau oder Mann adressiert werden und hat mit dem Vorschlag, als „Professx“ angesprochen zu werden, eine deutschlandweite Debatte ausgelöst. Hat Sie deren Heftigkeit überrascht?

Ja, sehr. Es gab auf diesen Vorschlag nahezu gewalttätige Reaktionen. Dabei hat Lann Hornscheidt nicht gesagt: Das müssen von nun an alle so oder so machen. Es ging um einen Vorschlag,

wie eine bestimmte Person selbst gern adressiert werden möchte. Und zudem um eine Anregung, über die Vergeschlechtlichung von Sprache nachzudenken.

Wird der Genderbewegung mit einem solchen Vorschlag nicht ein Bärendienst erwiesen, weil der Ansatz Menschen verunsichert und eher noch mehr Zerwürfnis verursacht?

Wir leben offenbar in einer Kultur, die extrem fehlervermeidend sein möchte. Ein Fehler ist immer nur ein Versagen, anstatt ihn als Gedankenanstoß zu sehen und daraus zu lernen. Dabei wird die ausgrenzende Wirkung von Sprache tatsächlich noch zu wenig vermittelt. Nach Jahrzehnten des Feminismus ist das generische Maskulinum – also etwa die Rede von Professoren, Ärzten oder Studenten – immer noch die verbreitete Form. Neulich hatte ich eine Studentin aus Dänemark in meinem Seminar, die entsetzt vom konservativen Umgang auch mit Sprache in Deutschland war. Da sei man in Dänemark viel weiter. Meine Berliner Studierenden waren geschockt, bescheinigt zu bekommen, dass wir in Deutschland so hinterherhinken.

Mit wenigen Ausnahmen werden Menschen biologisch als Mann oder Frau geboren. Sie sagen aber, die eigentlich entscheidenden Unterschiede werden nicht angeboren. Was macht Sie da so sicher?

Wir haben einen großen Bestand an sozialem, kulturwissenschaftlichem und historischem Wissen, das uns zeigt, dass Geschlecht in der Geschichte schon sehr unterschiedlich gelebt worden ist. Die Geschlechter, die wir heute hier bei uns im Westen kennen, sind ein Produkt historisch-kultureller Prozesse. Auch heute gibt es auf der Welt Kulturen, die Geschlecht unterschiedlich leben. Das heißt nicht, dass ich in Abrede stelle, dass wir in unterschiedlichen Körpern leben. Aber was diese Körper bedeuten, ist historisch wandelbar.

Wenn die Zweigeschlechtlichkeit als Norm infrage gestellt wird, wie viele Geschlechter gibt es dann – und wie viele sollten auch staatlich anerkannt werden?

Es gibt so viele Weisen, Geschlecht zu leben, wie es Menschen auf der Welt gibt. Die Tatsache, dass ich in einem biologisch als weiblich klassifizierten Körper stecke, dass ich juristisch eine weibliche Person bin, sagt nichts darüber aus, ob ich mich persönlich als Frau verstehe. Das Geschlecht funktioniert als „sozialer Platzanweiser“ in der Gesellschaft. Das gilt es zu verändern. Geschlecht darf keinen Einfluss darauf haben, was ich werden kann und welche Chancen ich im Leben habe. Ob dann am Ende des Tages zwei, fünf oder zwölf Geschlechter staatlich anerkannt sind, ist nicht entscheidend.

Werden die klassischen Geschlechterrollen den Kindern heute nicht bereits weniger eingetrichtert als früher?

Im Gegenteil. Wir erleben derzeit eine deutlich intensivere Vergeschlechtlichung – und auch Sexualisierung der Kindheit und kindlicher Welten, als beispielsweise noch in meiner eigenen Kindheit in den spätern 1960- und 70er-Jahren. Das hat sicherlich auch mit kapitalistischen Marketing- und Verwertungsstrategien zu tun. Das gilt unter anderem für Kleidung oder Spielzeug; nehmen Sie das Beispiel Lego. Früher gab es bunte Steine, daraus konnte man bauen, was man wollte, ein Haus, ein Boot, was auch immer. Heute haben Sie eine Lego-Welt für Mädchen



GENDER

Ist das soziale Geschlecht im Gegensatz zum biologischen Geschlecht (engl. sex).

Gender beschreibt die Prägung einer Person durch ihre Erziehung und die Gesellschaft. Und auch die Vorstellung, welche Geschlechterrolle man in der Gesellschaft einnehmen soll.

mit Bausätzen für rosafarbene Glitzerhäuser und eine mit blauen Steinen für Jungs. Es muss offensichtlich unbedingt ein Unterschied, in der Genderforschung nennen wir das „Gleichheitsverbot“, gemacht werden – mit welchen Mitteln auch immer. Das ist heute extremer als noch vor 20 oder 30 Jahren.

Gibt es denn später im Leben, in der Arbeitswelt, eine Annäherung? Sitzen wir nicht alle am Ende vor Computern, wodurch typisch männliche oder weibliche Eigenschaften nicht mehr so stark zählen?

Global gesehen stimmt das überhaupt nicht. Ein Großteil der Arbeit ist immer noch sehr dreckige und schwere Handarbeit. Da arbeiten Menschen in Minen oder in Nähfabriken. Interessant ist auch eine Erhebung des Statistischen Bundesamts, nach der Frauen bei uns zwei Drittel ihrer Arbeit unbezahlt leisten, also Haushalt, Kinder, Pflege von Angehörigen. Außerdem leisten Frauen den überwiegenden Teil der schlecht entlohnten und sozial niedrig geschätzten Erwerbsarbeit. Da kann ich wirklich nicht sehen, dass wir „am Ende alle vor dem Computer sitzen“ und das irgendeine egalisierende Wirkung auf das Geschlechterverhältnis hätte. Ich zitiere da immer gern die Journalistin Ingrid Kolb: „Feminismus ist keine Frage des Glaubens, sondern eine Antwort auf Statistiken.“

Sollte es – um diesen Zustand zu ändern – mehr gesetzliche Regelungen wie die Frauenquote geben?

Wir können erst mal feststellen, dass es ohne gesetzliche Regelungen nicht geht. Auf freiwilliger Basis wurde es lange probiert, und das hat schlicht nicht geklappt. Wir haben aber auch jetzt keine echte Frauenquote, denn es geht erst einmal nur um Aufsichtsräte börsennotierter und mitbestimmungspflichtiger Dax-Unternehmen, deutschlandweit sind das lediglich rund 170 Positionen. Ich bin für eine echte Frauenquote, denn faktisch hatten wir jahrhundertlang Männerquoten.

Wie sahen diese Männerquoten aus?

Es ist gerade mal etwas länger als 100 Jahre her, dass Frauen in Deutschland überhaupt studieren dürfen. Bis dahin hatten wir in der Wissenschaft eine Männerquote von 100 Prozent. Bis die historisch abgebaut ist, haben wir noch einige Jahrzehnte vor uns, wenn wir keine politischen Instrumente finden.

Momentan sind Mädchen bis ins Studium oft den Jungs voraus. Wenn es dann um die oberen Positionen in der Wissenschaft geht, ziehen die Jungs wieder vorbei. Was läuft da schief?

Das hat nicht nur etwas mit der mangelnden Familienfreundlichkeit im akademischen Betrieb zu tun. Es hat auch etwas mit geschlechtlichen Stereotypen zu tun. Es gibt viele experimentelle Studien, die zeigen, dass bei identischen Bewerbungen auf Professuren die Erfolgsquote bei einem männlichen Vornamen deutlich besser war als bei einem

weiblichen. Es gibt auch nach wie vor die „typischen Frauenfächer“ in den Sprach- und Kulturwissenschaften. Da haben wir 70 bis 80 Prozent Absolventinnen. Bei den Professoren dreht sich das Verhältnis aber nahezu wieder um. So viel zum Thema Quotierungen.

Klingt, als gäbe es für die Frauenbewegung noch viel zu tun. Vielen jungen Frauen ist der sehr ideologisch geführte Feminismus von früher aber suspekt, sie grenzen sich von Ikonen wie Alice Schwarzer ab. Können Sie das nachvollziehen?

Ja, und ich finde das nicht problematisch. Es ist einfach ein Unterschied, ob ich für einen Feminismus à la Schwarzer stehe oder für einen globalen intersektionalen Feminismus eintrete. Und es ist wichtig, solche Unterschiede zu markieren. Dass gerade beim Feminismus und bei der Frau-

enbewegung öffentliche Auseinandersetzungen eher negativ wahrgenommen werden, hat vielleicht auch wieder mit bestimmten Weiblichkeitsvorstellungen zu tun. Frauen wird keine Tradition der öffentlichen Streitkultur zugebilligt, weil sie historisch nicht im öffentlichen, sondern im privaten Raum verankert wurden. Ich würde mir vielmehr wünschen, dass wir noch entschiedener in die Auseinandersetzung um verschiedene Positionen und Perspektiven gehen.

Gilt das auch für die Auseinandersetzung mit dem sogenannten neuen Maskulinität, der heute Jungs und Männer gegenüber Frauen als benachteiligt ansieht?

Absolut. Das ist eine sehr klare politische Kampflinie. Es geht um die Deutungshoheit über die Zahlen. Da muss man sich auch politisch positionieren, und es gibt gute statistische Argumente für die feministische Perspektive.

Momentan treten viele Kommentatoren und Politiker Flüchtlingen gerade in Geschlechterfragen mit großem Selbstbewusstsein entgegen und warnen vor einer Aufweichung der Errungenschaften der Geschlechtergerechtigkeit durch eine muslimische Machokultur. Wie empfinden Sie das?

Wir haben fast ein Drittel weibliche Flüchtlinge und fast ein Drittel Kinder und Jugendliche. Klar gibt es da eine spezifische Schutzbedürftigkeit. Es findet bei dieser Debatte aber eine – auch für mich als Feministin unerträgliche – Versämtlichung der Männer statt. Plötzlich sollen alle Frauenfeinde und homophobe, übergriffige Patriarchen sein. Das alles gibt es. Aber das sind keine Merkmale einer bestimmten Kultur oder Religion, sondern Elemente eines Patriarchats, das es in jeder Gesellschaft geben kann. Viele dieser Männer fliehen doch gerade vor Gewalt und Krieg. Diese Art sexistischer Verallgemeinerung ist schlimm. In der feministischen Theorie wird das „Femotionalismus“ genannt. Dabei werden der Feminismus und die Gleichstellung benutzt, um fremdenfeindliche und islamfeindliche Politiken zu stärken. ←



SABINE HARK

lehrt an der TU Berlin am Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung und gilt als Mitbegründerin der Queer-Theorie in Deutschland, die sich mit Geschlechterrollen und Sexualität beschäftigt.



Die Share Economy ist ja schwer im Kommen. Da passt es gut, dass die Paare auf den Fotos ihre Klamotten getauscht haben. Die kanadische Fotografin Hana Pesut hat ihr lustiges Projekt Switcheroo genannt

Es wäre mir lieb, wenn du dich an die UN-Konvention zur Beseitigung jeder Form der Diskriminierung von Frauen halten würdest



Es gibt ganz schön viele Gesetze zur Gleichstellung. Ein Überblick

→ Die UN-Konvention zur Beseitigung jeder Form von Diskriminierung der Frau, kurz CEDAW, gilt als der wichtigste internationale Vertrag seiner Art und wurde bisher von 187 Ländern völkerrechtlich ratifiziert. Er verpflichtet die Mitgliedsstaaten dazu, die Rechte der Frauen zu schützen, deren gleichberechtigte Teilhabe in sämtlichen Lebensbereichen sicherzustellen und die Fortschritte in einem Bericht mindestens alle vier Jahre zu dokumentieren. In dem jüngsten Dokument aus Deutschland ist beispielsweise die umstrittene Frauenquote aufgeführt, die ab nächstem Jahr unter anderem regelt, dass 30 Prozent der Aufsichtsratsmitglieder börsennotierter Unternehmen (ab einer bestimmten Mitarbeiterzahl) Frauen sein müssen. Ganz unumstritten ist das Abkommen allerdings nicht. So stünden einige Punkte im Widerspruch zu Traditionen und Kulturen mancher Länder, bemängeln Kritiker beispielsweise in Staaten, die den Vertrag nur mit Vorbehalten unterzeichnet haben oder gar nicht – wie die USA.

Frauen gehen im Schnitt häufiger zum Arzt und werden älter, wodurch die Kosten für die medizinische Versorgung im Vergleich zu Männern insgesamt höher sind. Mit diesen Argumenten haben bis vor Kurzem noch private Krankenkassen begründet, warum manche Versicherungstarife für Frauen teurer sind als für Männer. Das darf nicht sein, meinten die Richter des Europäischen Gerichtshofes. Bei ihrer Entscheidung beriefen sie sich auf die sogenannte **2. Gender-Richtlinie des Rates der EU**. Demnach müssen Frauen und Männer bei der Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen gleich behandelt werden. Deshalb gelten seit dem 21. Dezember 2012 EU-weit die sogenannten Unisex-Tarife für alle neu geschlossenen Policen. Das gilt auch für Lebens- und Kfz-Versicherungen, wo männliche Kunden früher durchschnittlich mehr bezahlen mussten.

Wo es eine 2. Gender-Richtlinie gibt, muss es auch eine 1. geben. Das Europäische Parlament hat den nationalen Regierungen im September 2002 aufgetragen, für die Gleichbehandlung von Frauen und Männern in der Berufswelt zu sorgen. Die Bundesregierung hat die EU-Gleichstellungsrichtlinien 2006 im sogenannten **Allgemeinen Gleichbe-**

handlungsgesetz (AGG) umgesetzt – auch als Antidiskriminierungsgesetz bekannt. Es ist ein umfangreiches Konvolut unterschiedlicher Vorgaben, die Menschen vor Benachteiligungen und Belästigungen aufgrund persönlicher Merkmale schützen sollen. Allerdings war es Arbeitgebern bereits vor dem AGG verboten, beispielsweise Jobbewerber aufgrund des Geschlechts zu benachteiligen. Schließlich sagt schon das **Grundgesetz in Artikel 3**: „Männer und Frauen sind gleichberechtigt. Der Staat fördert die tatsächliche Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern und wirkt auf die Beseitigung bestehender Nachteile hin.“

Klingt so ähnlich wie das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz, ist aber noch mal etwas anderes: das **Bundesgleichstellungsgesetz**. In Verwaltungen, Unternehmen und Gerichten des Bundes soll es den Rahmen dafür schaffen, dass Frauen und Männer bei ihrer beruflichen Laufbahn identische Chancen haben. In Verwaltungen auf Länderebene gelten ähnliche Gesetze. Ein wichtiger Bestandteil ist die sogenannte Gleichstellungsbeauftragte, die in jeder Dienststelle mit mindestens 100 Mitarbeitern kontrolliert, dass das Gesetz in der Praxis auch wirklich eingehalten wird. Auch bei Diskriminierung und sexueller Belästigung sind sie Ansprechpartnerinnen für die betroffenen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Das Geschlecht wechselt, der Vorname bleibt. Dieses Problem hatten Deutsche bis in die 80er-Jahre, wenn sie ihre geschlechtliche Identität veränderten. Mit Inkrafttreten des **Transsexuellengesetzes** – heute würde man wohl Transgendergesetz sagen – haben Menschen hierzulande die Möglichkeit, einmalig ihren Vornamen zu ändern. Das Geschlecht im Geburtenregister lässt sich nun auch anpassen – seit 2011 aufgrund eines Urteils des Bundesverfassungsgerichts selbst ohne vorangegangene operative Geschlechtsumwandlung. Es zählt, welchem Geschlecht sich die Person zugehörig

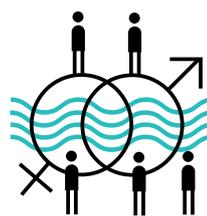
fühlt. Derzeit müssen die Transpersonen ihren Wunsch vor Gericht begründen, das in jedem Fall Sachverständige hinzuzieht. Kritiker dieser Regel fordern die Abschaffung der umständlichen und für die Betroffenen mitunter unangenehmen Prozedur. In Dänemark, Malta und Irland gibt es keine psychologische Begutachtung.

Sieht ein Bahnhofsvorplatz anders aus, wenn die Stadtplaner bei der Gestaltung an Frauen und Männer gleichermaßen denken? Viele Beteiligte bei der 3. UN-

Weltfrauenkonferenz aus dem Jahr 1985, die als ein wichtiger Baustein auf dem Weg zum Gender Mainstreaming gesehen wird, waren davon überzeugt. Mit dem Amsterdamer Vertrag von 1999 wurde der Gender Mainstreaming-Ansatz erstmals auf EU-Ebene verbindlich festgeschrieben. Jedes Land macht es ein bisschen anders, doch grundsätzlich sollen überall in der Europäischen Union bei öffentlichen Maßnahmen von Anfang an die Interessen von Frauen und Männern gleichberechtigt behandelt werden. Im Fall des Bahnhofsvorplatzes könnte das bedeuten: dunkle Unterführungen und große Hecken

weglassen, um gerade für Frauen keine Angst-Räume entstehen zu lassen.

Tanja Kreil wollte Soldatin, genauer Wafenelektronikerin werden. Sie bewarb sich Mitte der 90er-Jahre bei der Bundeswehr, wurde jedoch abgelehnt. Denn laut Grundgesetz durften Frauen damals noch keinen Dienst an der Waffe leisten. Ihren eigentlichen Kampf führte sie vor Gericht und war mit dafür verantwortlich, dass der Europäische Gerichtshof eine Änderung des entsprechenden **Artikels 12a Absatz 4** veranlasste. Deshalb dürfen seit dem Jahr 2000 auch Frauen bei der Bundeswehr schießen. Tanja Kreil wollte dann aber nicht mehr kämpfen und soll sich doch für einen zivilen Job entschieden haben. ←



GENDER MAINSTREAMING
Ist eine Strategie, um Frauen und Männer in allen Lebensbereichen gleichzustellen. Die unterschiedlichen Herausforderungen in Bereichen wie Familie und Wirtschaft werden rechtlich so geregelt, dass möglichst Chancengleichheit erreicht wird.



Wieder

Warum Männer so zerbrechlich und Frauen so stark sind: über die biologischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern

Von Fabian Scheuermann

→ Nicht so gern über Gefühle zu reden – das gilt manchen als typisch männliche Eigenschaft. Frauen hingegen, so die landläufige Meinung, fällt es leichter, ihre Gedanken und Empfindungen in verständliche Worte zu verpacken. Kritiker halten nichts davon, solch vermeintliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern biologisch zu erklären. Zu lange führten Männer absurde biologische Gründe wie etwa eine höhere männliche Intelligenz ins Feld, um ihre Vorherrschaft gegenüber Frauen zu rechtfertigen.

Heute ist es Common Sense, dass die Differenzierung in Geschlechter nicht auf die Biologie reduziert werden kann. Dennoch gibt es biologische Unterschiede zwischen Mann und Frau – und das sind keineswegs nur so sichtbare Dinge wie Körpergröße, Geschlechtsorgane, weiches oder festes Bindegewe-

be oder eine unterschiedlich stark ausgeprägte Körperbehaarung. Da sind zum Beispiel die Augen: Männer sind von der Rot-Grün-Sehchwäche, bei der die zwei Farben nur schlecht voneinander unterschieden werden können, viel häufiger betroffen als Frauen. Etwa jeder zehnte Mann leidet daran – aber nur eine von 100 Frauen. Das liegt daran, dass das für die angeborene Sehchwäche verantwortliche Gen auf dem X-Chromosom liegt. Frauen haben zwei davon, sodass die defekte Variante kompensiert werden kann. Männer hingegen haben kein zweites X, sondern stattdessen ein Y-Chromosom – und das kann den Sehfehler nicht ausgleichen. Aus demselben Grund haben fast nur Männer die sogenannte Bluterkrankheit, bei der die Blutgerinnung gestört ist. „Aus der biologischen Perspektive bietet die Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht einfach eine Art Schutzschirm“, schreibt die Psychologin Susan Pinker in ihrem Buch „Das Geschlechterparadox: Über begabte Mädchen, schwierige Jungs und den wahren Unterschied zwischen Männern und Frauen“.

Ein weiterer biologischer Unterschied zwischen Männern und Frauen sind die Hormone: Testosteron, das bei Männern in besonders hohen Dosen vorkommt, kann die Aggressivität und Risikofreudigkeit erhöhen. Zudem hängt das Hormon möglicherweise mit einer höheren Anfälligkeit



typisch

Männer toben herum, Frauen kümmern sich um ihr Aussehen.
Alles eine Frage der Erziehung, schon klar. Oder doch nicht? Gibt's
vielleicht ein Schmink-Gen und eins für Brauseköpfigkeit?

für diverse chronische Krankheiten zusammen. Pinker spricht deshalb von der „Fragilität der Männer“. Die niedrigere Lebenserwartung scheint ihr recht zu geben: Wer in Deutschland als Mann geboren wird, lebt im Schnitt 77,7 Jahre, Frauen dagegen 82,8 Jahre. Die Höhe des Testosteronspiegels im Mutterleib ist vermutlich zudem der Grund dafür, dass die Ringfinger von Männern häufig ein Stückchen länger sind als ihre Zeigefinger – während hier bei Frauen meist kein Unterschied erkennbar ist.

Genetische Ursachen wiederum lassen sich für Legasthenie ausmachen. Der Pädagogischen Hochschule Heidelberg zufolge haben drei- bis viermal so viele Jungen wie Mädchen die Lese-Rechtschreib-Schwäche. Eine Erklärung dafür lieferte die Neurowissenschaftlerin Sandra Witelson bereits in den 90er-Jahren. Das weibliche Gehirn sei zwar proportional etwas kleiner als das männliche – dafür aber für sprachliche Prozesse stärker vernetzt. Auch Psychologin Pinker spricht von einer „allgemeinen weiblichen Überlegenheit in der Sprachflüssigkeit und Rechtschreibung“. Das männliche Gehirn sei schlicht „weniger vielseitig als das weibliche“. Dafür hätten Männer ein besseres räumliches Vorstellungsvermögen, sagen manche Wissenschaftler.

Pech gehabt, Jungs: Zwei X- Chromosomen sind eindeutig besser

Cordelia Fine wehrt sich gegen solch pauschale Feststellungen. Mit ihrem Buch „Die Geschlechterlüge: Die Macht der Vorurteile über Frau und Mann“ führt die kanadisch-britische Psychologin einen argumentativen Feldzug gegen Autoren, die biologische Gründe für Verhaltensunterschiede ausmachen. Die wissenschaftlichen Ergebnisse seien in vielen Fällen nicht korrekt interpretiert worden, schreibt Fine. Es seien wohl eher Umwelteinflüsse oder auch Lernprozesse, die das eigene Denken und Verhalten beeinflussen.

Dabei ist durchaus denkbar, dass zum Beispiel die Sozialisation eines Menschen biologische Folgen haben kann. Die Epigenetik geht davon aus, dass chemische Veränderungen am Erbgut – sogenannte epigenetische Marker – vererbt werden können. Die Lebensweise der Großeltern und Eltern und ihre besonderen Eigenschaften könnten Einfluss auf den Organismus der Nachkommen haben. Das würde bedeuten, dass ein Mann, dessen männliche Vorfahren über Generationen hinweg ein bestimmtes Muster gelebt haben, erblich in diese Richtung vorbelastet wäre. Klingt plausibel, doch belastbare Forschungsergebnisse gibt es dazu bislang kaum. ←

Der Kampf für mehr Frauenrechte ist schon recht alt, und er dauert immer noch an. Diese vier Feministinnen haben ihn ordentlich befeuert. Eine Würdigung

Von Ann-Kristin Schöne, illustriert von Peter Stemmler / Quickhoney



Die Vordenkerin

Name: Simone de Beauvoir

Geboren am: 9. Januar 1908 in Paris, gestorben am: 14. April 1986 in Paris

Berühmtester Satz: „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.“

Für den Feminismus wichtig, weil... sie auf die soziale Konstruktion von Geschlecht hingewiesen hat

Wüsste Simone de Beauvoir, dass der Ratgeber „Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken“ ein echter Verkaufsschlager ist, wäre sie wahrscheinlich ziemlich aufgebracht. Denn in dem Buch, das im Jahr 2000 auf Deutsch erschien, wird genau das gemacht, was sie bereits 1949 in ihrem Werk „Das andere Geschlecht“ abgelehnt hatte: nämlich die vermeintlichen Unterschiede zwischen Mann und Frau als durch die Natur bedingte Tatsachen darzustellen.

„Dass ich eine Frau bin, hat mich in keinsten Weise behindert. Für mich hat das sozusagen keine Rolle gespielt.“ Dies soll Simone de Beauvoir ihrem Lebenspartner, dem berühmten Philosophen Jean-Paul Sartre, gesagt haben, mit dem sie ein halbes Jahrhundert bis zu seinem Tod verbrachte. Mit Blick auf ihre Biografie erscheint das logisch. Als eine der ersten Frauen studierte sie an der Pariser Sorbonne Philosophie, Literatur und Mathematik. Eine gemeinsame Wohnung, Hochzeit, Kinder, Monogamie – das alles kam für sie und Sartre nicht infrage, an gesellschaftliche Konventionen hielten sich die beiden nicht. Für sie war klar: Nichts ist vorbestimmt, der Mensch schafft seine Existenz selbst. De Beauvoir wollte eine bekannte Schriftstellerin werden und wurde es. Nichtsdestotrotz ließ Sartre besagten

Satz nicht unkommentiert: Jungen würden aber anders erzogen als Mädchen. Das wollte de Beauvoir genauer wissen und schrieb „Das andere Geschlecht“, heute eines der bedeutendsten Werke des Feminismus.

Darin untersucht sie die Lage der Frauen in einer männerdominierten Welt. Ihr Fazit: „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.“ Ein Satz, hinter dem einiges steckt: De Beauvoir sieht nicht die Natur als Grund für die unterschiedlichen Geschlechterrollen. Dass eine Frau mit einer Vagina geboren wird, bedeutet ihrer Meinung nach erst mal gar nichts. Also auch nicht, dass sie per se fürsorglich ist oder sich lieber um Kinder kümmert, statt große Konzerne zu leiten – solche Eigenschaften schreibe ihr die Gesellschaft zu.

Simone de Beauvoir hat Geschlecht als „Doing Gender“ begriffen: Geschlecht ist nicht, was wir sind, sondern was wir tun und entwerfen. Sie betonte, dass das, was unter weiblich/männlich verstanden werde, sozial konstruiert sei. Ohnehin fand sie: „Die Tatsache des Menschseins ist unendlich viel wichtiger als alle Besonderheiten, die Menschenwesen auszeichnen.“



Die Theoretikerin

Name: Judith Butler

Geboren am: 24. Februar 1956 in Cleveland

Bekannteste These: Das biologische Geschlecht (Sex) ist genauso konstruiert wie das soziale Geschlecht (Gender)

Für den Feminismus wichtig, weil...

sie darauf aufmerksam gemacht hat, dass es mehr als nur „weiblich“ und „männlich“ gibt

Mal angenommen, jemandem wird die Aufgabe gestellt, das Bild eines Paares zu malen. Ergebnis: Links sehen wir eine Person mit Vagina und Perlenkette, darüber steht „Frau“ geschrieben. Rechts eine Person mit Penis und Krawatte, darüber steht „Mann“ geschrieben. Ein realistisches Bild? „Nein – ein komplett konstruiertes“, würde Judith Butler wohl sagen. Warum die US-amerikanische Philosophin zu diesem Schluss käme? Eine Antwort darauf lässt sich in ihrem Werk „Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity“ („Das Unbehagen der Geschlechter“) finden, welches 1990 erschien und für reichlich Aufsehen sorgte. Butler legt darin dar, dass das biologische Geschlecht (Sex) keine naturgegebene Tatsache ist. Der Körper und damit die Geschlechtsidentität sei ein Produkt kultureller Markierungen, Sex genauso konstruiert wie Gender. Mit dieser Schlussfolgerung

verabschiedete Butler die Differenz zwischen Sex und Gender, eine der Grundannahmen des Feminismus.

Auch die Kategorien „weiblich“ und „männlich“ sind für sie Konstruktionen – nach Meinung Butlers geschaffen, um Macht auszuüben und die Heterosexualität als Norm aufrechtzuerhalten. Damit hat sie auf den Ausschluss und die Diskriminierung all jener hingewiesen, die sich nicht in diese Kategorien einfügen können: zum Beispiel Schwule, Lesben und Transgender. Butlers Position ist ihnen gegenüber offen und akzeptierend.

Und was heißt das nun übertragen auf das zuvor erwähnte Bild? Die Perlenkette wird einer Frau zugeordnet, weil das einer verbreiteten gesellschaftlichen Vorstellung von weiblich entspricht. Auch die Tatsache, dass wir die Vagina in der Zeichnung als anatomisches Kennzeichen einer Frau ansehen, ist nur dem Umstand geschuldet, dass sich dieses Körperbild in unserer Gesellschaft so sehr durchgesetzt hat. In einer anderen Kultur könnte die Vagina hingegen schlicht als Körperpartie mit Haaren gedeutet werden. Das Gleiche gilt dafür, dass es sich um ein heterosexuelles Paar handelt – ebenfalls Resultat gängiger Vorstellungen.

Judith Butler ist eine Art „Superstar der Theorie“, und deshalb ist es manchmal schwierig, sie auf Anhieb zu verstehen. Ihre Forderung ist jedoch eigentlich ganz einfach: Geschlechtsidentität muss als etwas Veränderbares verstanden werden, denn die eine richtige Identität gibt es eben nicht. Gar nicht so abwegig, oder?

„Du bist nur ein kleinbürgerlicher Spießer.“

Alice Schwarzer über Bushido



Die Promoterin

Name: Alice Schwarzer

Geboren am: 3. Dezember 1942 in Wuppertal

Devise: „Ich kann nicht die Klappe halten und habe das auch nicht vor.“

Für den Feminismus wichtig, weil...

sie die Belange von Frauen in die breite Öffentlichkeit geholt hat

Du bist nur ein kleinbürgerlicher Spießer“, ein „Muttersohn“, dessen Leben immer „eines auf dem Sofa“ war. Dieser Diss gegen Rapper Bushido stammt nicht von Sido oder Kay One. Nein, es sind die Worte von Alice Schwarzer. Bushidos frauenverachtende Texte und sein Machogehabe waren ihr zuwider. Schwarzer schrieb ihm einen offenen Brief. Doch Bushido war nicht die einzige Person, mit der sich Schwarzer anlegte. So kritisierte sie zum Beispiel Verona Pooth, damals Felddbusch, dafür, dass sie „für eine hohe Gage die verfügbare Frau spielt“.

Es ist wohl eines der Markenzeichen, wenn nicht das Markenzeichen von Alice Schwarzer, dass sie nie die

Konfrontation scheut. Im Gegenteil: Ist die Journalistin und Verlegerin von einer Sache überzeugt, tritt sie für diese ein – in aller Öffentlichkeit und Schärfe. Vor allem, wenn es um Frauen geht.

Eine von Schwarzer initiierte Kampagne sorgte dafür, dass die Ende der 60er-Jahre entstandene „neue Frauenbewegung“ einen weiteren Mobilisierungsschub bekam und über das universitäre Milieu hinauswuchs. Schwarzer sammelte 374 Unterschriften von Frauen, darunter auch Prominente wie Romy Schneider, die sich im „Stern“ vom 6. Juni 1971 öffentlich dazu bekannten: „Wir haben abgetrieben.“ Damit kämpften sie für die Abschaffung des Paragraphen 218, der Abtreibung generell unter Strafe stellte. Probleme, die mit der Geschlechterrolle der Frau zusammenhängen, wurden nun in der breiten Öffentlichkeit diskutiert.

Stets suchte Schwarzer das Gespräch mit Frauen. So auch in ihrem 1975 erschienenen Buch „Der kleine Unterschied und seine großen Folgen“. Darin finden sich Interviews mit 16 Frauen aus allen Schichten, die über ihren Alltag und von Gewalt- und Unterdrückungserfahrungen berichten. Erneut hatte Schwarzer auf die Situation von Frauen aufmerksam gemacht.

Im Jahr 1977 gründete sie dann die Zeitschrift „Emma“, die heute noch zur Popularisierung und Vermittlung feministischer Konzepte beiträgt. Immer wieder bringt „Emma“, unter Federführung Schwarzers, Kampagnen auf den Weg. Dazu gehört zum Beispiel der „Appell gegen Prostitution“, mit dem die Zeitschrift im Herbst 2013 eine Änderung des Prostitutionsgesetzes forderte. Diese und andere Kampagnen waren nie unumstritten. Gleiches gilt vor allem auch für Alice Schwarzer selbst.

Eines kann ihr jedoch niemand vorwerfen: dass sie die Klappe gehalten hätte.



Die Meuterin

Name: Laurie Penny

Geboren am: 28. September 1986 in London

Devise: „Wohlverhalten bringt uns nicht weiter.“

Für den Feminismus wichtig, weil... sie klarmacht, dass eine Frauenquote nicht reicht und es für alle anders werden muss

Ich bin verkleidet als queere feministische Antikapitalistin aus dem Internet und komme, um eure Kinder zu verderben. Das ist gruselig genug, nicht wahr?“ („I’m dressed as a queer feminist anti-capitalist from the internet, coming to corrupt your children. That’s scary enough, right?“). Das twitterte die englische Journalistin und Bloggerin Laurie Penny am 31. Oktober 2015 passend zu Halloween. „Ich will eine Meuterei. Mit dem Irrglauben, wir befänden uns am Zielpunkt des feministischen Fortschritts, muss dringend aufgeräumt werden – und zwar schnell“, schreibt Laurie Penny in ihrem Buch „Unspeakable Things. Sex, Lies and Revolution“ („Unsagbare Dinge. Sex, Lügen und Revolution“), das Anfang 2015 auf Deutsch erschienen ist.

Was ist ihr Problem? Das Bild vom Heimchen am Herd, an dessen Schürzenkittel zwei Kinder hängen, ist doch längst passé. Die Frau von heute jettet durch die Welt, macht Karriere, hat Kinder oder eben nicht. In Deutschland gilt ab 2016 eine Frauenquote von 30 Prozent bei der Neubesetzung von Aufsichtsräten von gut 100 börsennotierten Unternehmen. Für Penny ungenügend:

„Ich bin gekommen, um eure Kinder zu verderben.“

Der Feminismus der letzten Jahre gelte nur für wenige, für gut verdienende weiße Frauen der Mittelschicht. Aber: „Überrepräsentiert sind wir wie eh und je in schlecht bezahlten, unterbezahlten und unbezahlten Jobs.“ Die „emanzipierte Superfrau“ bekäme ihr Leben nur mithilfe von anderen, geringer bezahlten Frauen auf die Reihe. Solche, die für sie putzen oder die Kinder betreuen. Penny will einen Feminismus, der andere Frauen nicht ausbeutet, sondern für alle gilt – unabhängig von Einkommen, Hautfarbe, Geschlecht oder sexuellen Vorlieben.

Außerdem seien die „Karrierefeministinnen“ eine ideale Ressource des Kapitalismus, da sie sich der bedingungslosen Leistungsbereitschaft verschrieben hätten. Wenn sie all den Ansprüchen gerecht werden würden („akademisch erfolgreich, gesellschaftlich gewandt, körperlich attraktiv, sexuell verführerisch, aber nicht zu ‚nuttig‘, ehrgeizig, aber bitte nicht ‚penetrant‘“), wären sie am Ende nicht glücklich, sondern unfassbar erschöpft.

Feminismus funktioniert bei Laurie Penny nicht, ohne auch das kapitalistische System radikal zu kritisieren. So auch in ihrem 2011 erschienenen Werk „Meat Market“ („Fleischmarkt“), in dem sie am Beispiel von Pornografie und sexistischer Werbung deutlich macht, wie die Konsumgesellschaft das Weibliche, vor allem den weiblichen Körper, als Projektionsfläche missbraucht.

Wenn sich ein Auto besser verkauft, weil eine halb nackte Frau auf ihm liegt, ist das gruselig. Laurie Penny ist es nicht. ←



Blanker Wahnsinn

Im Jahr 2008 kam eine Gruppe junger Frauen in der Ukraine zusammen und entwickelte eine feministische Proteststrategie, die bis heute stark polarisiert. Die einen halten sie für vollkommen bescheuert, die anderen hingegen für genial. „Die Medien wollen Brüste, also kriegen sie Brüste“, sagten sich die Frauen, die sich Femen nannten, und platzten barbusig in Veranstaltungen mit hoher Medienpräsenz. Alles begann mit einer Kampagne gegen Sextourismus und Zuhälterei in der Ukraine. Schnell zeigte sich: Es funktioniert. Die jungen, halb nackten und mit Parolen bemalten Frauen gelangten problemlos in die Presse, weil selbst seriöse Medien gern nackte Haut zeigen, um Auflage oder Einschaltquote zu steigern (siehe auch unser Centerfold). So gesehen ging die Strategie also auf. Inwiefern sich aber ein Silvio Berlusconi, der als Ministerpräsident von Italien so manchen Sexskandal auslöste, durch nackte Brüste belästigt fühlt, sei mal dahingestellt. Er wurde von Femen genauso attackiert wie Wladimir Putin, gläubige Katholiken im Kölner Dom, Muslime einer Ahmadiyya-Gemeinde in Berlin oder die Prostituierten in der Hamburger Herbertstraße. Nicht jeder reagiert darauf so lässig wie der Kölner Kardinal Meisner, der sich nicht beim Gottesdienst stören ließ. Das Bild oben entstand vor der Großen Moschee in Paris am „Internationalen Tag des Oben-ohne-Dschihad“, der sich gegen das Frauenbild orthodoxer Muslime richtete.



Anter Nr. 57, Thema: Geschlechter



Alle für alle

→ Der 24. Oktober 1975 wird Island für immer verändern. Tausende Frauen laufen zur Mittagszeit durch die Straßen von Reykjavik. Sie kommen aus allen Richtungen zusammen und rufen „Áfram stelpur“, das bedeutet „Vorwärts Frauen“. 90 Prozent der berufstätigen Isländerinnen haben ihre Arbeit niedergelegt. Sie demonstrieren für mehr Gleichheit, eine gerechtere Bezahlung und eine bessere Kinderbetreuung. Bis zu 25.000 Frauen versammeln sich schließlich am zentralen Platz gegenüber dem Sitz des Premierministers. Ein Zehntel der Bevölkerung legt den Alltag lahm: Banken, Schulen, Kindergärten und viele Fabriken sind geschlossen. „Wir haben damals bewiesen, dass Frauen eine Säule der Gesellschaft sind – genau wie Männer“, erinnert sich Vigdís Finnbogadóttir. Damals war sie 45 Jahre alt und Direktorin am Stadttheater: Eine alleinerziehende Frau, die fünf Jahre später das erste demokratisch gewählte weibliche Staatsoberhaupt der Welt wurde.

In der Fischereination Island kommt den Frauen seit jeher eine besondere Rolle zu. Über Jahrhunderte bestimmten viele von ihnen das gesellschaftliche Leben, während ihre Männer auf hoher See waren. Die machten so die Erfahrung, dass Frauen gute Führungskräfte sein können und sorgten mit dafür, dass die Präsidentin Finnbogadóttir 16 Jahre lang im Amt blieb.

Laut einer aktuellen Studie des Weltwirtschaftsforums sind in keinem anderen Staat Frauen und Männer so gleichberechtigt wie in Island. Im Global Gender Gap Report von 2015 werden 145 Staaten verglichen, Island landet auf Platz 1, Deutschland auf Platz 11. Verglichen werden die politische Beteiligung, Bildungsleistungen, die Gesundheit sowie die ökonomischen Chancen. Nach Angaben des isländischen Wohlfahrtsministeriums sind 82,6 Prozent der Frauen berufstätig, wozu auch eine flächendeckende und günstige Kinderbetreuung beiträgt. Wie gleichberechtigt Männer und Frauen sind, zeigt sich auch an den Namen in Island: Das bei Frauen häufig verwendete Dóttir heißt Tochter. Péturdóttir heißt also Tochter von Peter. In anderen skandinavischen Ländern gibt es immer nur Petersons – also Söhne.

Alva Gehrmann

A photograph of a person's face, partially obscured by green leaves and branches. The person is wearing a dark purple or maroon garment. The background is a soft-focus bokeh of green leaves and blue sky. The text 'Ich bin Ich' is overlaid in large, white, sans-serif font. 'Ich' is at the top right, 'bin' is on the left side, and 'Ich' is at the bottom center.

Ich
bin
Ich

Früher war Jonas mal Vanessa. Doch schnell merkte er, dass er lieber ein Junge sein will. Mit 17 outete er sich vor seiner Klasse und begann, Testosteron zu nehmen. Heute lebt er im richtigen Körper und ist glücklich darüber

Von Anne Gräfe, Fotos: Tobias Kruse/Ostkreuz

→ An einem Dienstagabend im Herbst 2013 wurde Vanessa ziemlich neidisch. Sie guckte gerade die Fernsehsendung „Let's Dance“, in der der in Deutschland als Transmann und Leichtathlet bekannte Balian Buschbaum die Hüften kreisen ließ, und fragte sich: Will ich nicht auch so leben?

Nach der Sendung stöberte die 17-Jährige im Internet, tippte Schlagworte wie Transsexualität und Testosteron ein und staunte, dass es so viele andere gab, die sich ebenfalls nicht wohl in ihrer Haut fühlten, und vor allem darüber, dass es so viele Möglichkeiten gab, das zu ändern.

Zwei Jahre später ist aus Vanessa Jonas* geworden. Er sitzt in seinem Lieblingscafé in einer Großstadt in Deutschland. Er hat kurze hellbraune Haare, freundliche blaue Augen, ein unbeschwertes Lachen, ein wenig Bartwuchs und macht alles in allem nicht den Eindruck, als hätten ihn die letzten zwei Jahre groß belastet. Dabei hat er eine beschwerliche Zeit hinter sich, in der er mehrmals operiert wurde, täglich das männliche Sexualhormon Testosteron nahm und vor Gericht seinen Namen ändern ließ. Eierstöcke und Gebärmutter wurden entfernt, die Vagina ist geblieben.

Transsexualismus nennen es Experten, wenn ein Mensch sich nicht mit seinem biologischen Geschlecht identifizieren kann und ein anderes anstrebt. Jonas fühlte sich schon als Kind mit seinem Geschlecht und den dazugehörigen Erwartungen nicht wohl. Als Mädchen trug er kurze Haare und nie ein Kleid. Er spielte lieber mit den Jungs als mit den Mädchen. Und er war froh, dass seine Eltern ihm nie vorschrieben, wie er sich zu verhalten hatte. Dann sei er in die Pubertät gekommen, und sein Körper entwickelte sich in die komplett falsche Richtung. „Ich fand es richtig scheiße. Besonders die Menstruation und die Brüste. Alle Frauen in meiner Familie haben große Brüste, und ich wollte nicht, dass meine auch so aussehen.“ Um sie zu verstecken trug er nur schwarze Sport-BHs, weil die den Busen platt drücken. „Es hat sich alles falsch angefühlt“, sagt Jonas und schaut dabei ein wenig stolz an seinem heutigen Oberkörper hinab. Das eng anliegende blaue Shirt betont seine athletische Statur.

Jonas wohnt in einer deutschen Großstadt, die - ehrlich gesagt - so groß auch wieder nicht ist. Deswegen wollte er auch, dass ihn unser Fotograf so fotografiert, dass er nicht ganz erkennbar ist



LGBTIQ

Die Abkürzung steht für Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender, Intersexuals und Queer. Sie beschreibt Gruppen, die von einer rein heterosexuellen oder zweigeschlechtlichen Orientierung abweichen.

Er hätte mit seinem Outing bis nach dem Abi warten können, es war nur noch ein Jahr bis dahin. Aber er wollte nicht. „Ich fühle mich nicht ganz wohl in meiner Hülle“, gestand er seinem Lieblingslehrer, dem ersten Menschen, den er ins Vertrauen zog. Der Lehrer riet Jonas, noch einmal über sein Vorhaben nachzudenken, denn angesichts der Folgen seiner Entscheidung sollte er sich wirklich sehr sicher sein. Nach dem Gespräch brauchte Jonas einige Tage, um wieder Mut zu fassen. Was wäre, wenn seine Freunde ihn als Freak abstempelten? Wer würde überhaupt zu ihm stehen?

Noch heute ist er aufgeregt, wenn er davon spricht, wie er schließlich seinen Mitschülern von seiner anderen Identität erzählte. Vor einer Unterrichtsstunde stellte er sich vor die Klasse, versuchte sich zu konzentrieren, spürte seine Halsschlagader pochen. „Ich muss euch was sagen. Ich habe beschlossen, mein Leben als Mann weiterzuführen. Es wäre mir lieb, wenn ihr mich ab jetzt Jonas nennt.“ Das waren seine mutigen Worte. Alle Augen ruhten auf ihm, totale Stille, bis er erneut etwas sagte, nämlich: „Ich bin jetzt fertig.“ Und dann klatschte die ganze Klasse.

In der Familie verlief das Outing komplizierter. Als er seinen Eltern erzählte, dass er auch seinen Namen ändern wolle, ging vor allem seine Mutter auf Distanz. Sie verstand nicht, wie wichtig es für Jonas war, sich eine neue Identität zu schaffen, und sie versteht es bis heute nicht. Schon seit einem Jahr haben sie kaum mehr Kontakt zueinander. Jonas erzählt kühl von diesem Konflikt, als wollte er sich die Enttäuschung nicht anmerken lassen.

Wie viele Menschen in Deutschland sich nicht mit ihrem biologischen Geschlecht identifizieren, ist nicht sicher. Experten gehen von einer hohen Dunkelziffer aus. Offiziell gab es in den vergangenen zehn Jahren mehr als 17.000 Verfahren nach dem Transsexuellengesetz. Das ermöglicht seit 1980 eine Namens- und eine Personenstandsänderung. Allerdings gibt es eine Reihe durchaus umstrittener Bedingungen; eine davon sind zwei medizinische Gutachten. Psychotherapeuten sollen ausschließen, dass dem Wunsch nach Geschlechtsänderung eine akute Psychose oder Persönlichkeitsstörung zugrunde liegt. Viele transidente Menschen fühlen sich gerade dadurch wie Kranke behandelt.

Mit seinen Besuchen bei einem Psychotherapeuten fing Jonas kurz nach dem Outing an, nach einem Jahr bekam er das erste Gutachten und dann noch ein zweites, von einem anderen Fachmann. Der Weg zum Mann begann.

Jonas kramt sein Handy aus der Hosentasche, wischt mit seinen zierlichen Fingern über den Bildschirm und zeigt ein Foto von 2013. Darauf erkennt man ihn, doch sein Gesicht ist zarter, etwas runder als heute. Das nächste Foto ist von 2014, Jonas hatte das erste Mal Testosteron genommen. „Das war so ein krasser Tag“, sagt Jonas und packt sein Handy wieder in die Hose. „Ich hab mich schon am Morgen ein bisschen wie high gefühlt, und als mir die Apothekerin das Testosteron-Gel gegeben hat, war ich nur noch am Grinsen.“ Das ist er auch heute noch, wenn er sich erinnert. Er schnappte sich das Gel und rannte nach Hause. In der nächsten Minute stand er nackt, Arme und Oberkörper vollgeschmiert mit dem Testosteron, im

Badezimmer und wartete darauf, dass etwas passierte. Und obwohl erst mal nichts geschah, war er so glücklich wie nie.

Am nächsten Morgen beim Aufwachen bemerkte er plötzlich einen völlig neuen Geruch an sich, herber, kräftiger. „Ich dachte, da liegt eine andere Person im Bett, bis ich gemerkt habe: Das bin ja ich.“ Verwirrt war er auch, weil er große Lust auf Sex hatte, das war bis dahin eher selten gewesen. Nach einiger Zeit gewöhnte er sich an den neuen Geruch und an die neuen Gefühle. Seine Klitoris schwoll durch das Testosteron auf die Größe eines Daumens an. Dadurch ist sie für Jonas nichts Weibliches mehr, eher so eine Art Mikropenis, wie er sagt.

Auch seine Stimme änderte sich mit der Zeit. Heute klingt sie wie die eines Jungen im Stimmbruch. Manchmal, wenn er aufgeregt redet,

überschlägt sie sich. Mit der Zeit kamen auch der Bart und die breiteren Schultern, Nebenwirkungen wie Hitzewallungen und schlaflose Nächte allerdings auch.

Nach dem Testosteron folgten die Operationen: Jonas' Brüste, Gebärmutter und Eierstöcke wurden entfernt, alles verlief ohne Komplikationen. In Deutschland sind diese Maßnahmen ab 18 erlaubt. Die Zeit im Krankenhaus sei anstrengend gewesen, sagt Jonas. Aus drei Tagen wurden neun, aus kleinen Zweifeln große. Doch der Wille, seinen weiblichen Körper hinter sich zu lassen, gab ihm Kraft. Und dass ihm seine Schwester und sein jetziger Freund zur Seite standen.

Jonas ist glücklich mit seiner Entscheidung. Auch mit der, dass er seinen Körper nicht vollkommen angleichen ließ: Einen Penis hat er nämlich nicht. Das Risiko, dass etwas schiefgeht, war ihm zu hoch. „Mein Ziel war es, glücklich zu sein, und das habe ich jetzt mit den Eingriffen geschafft. Ich brauche keinen Penis.“ Auch dass er keine Kinder zeugen kann, mache ihm nichts aus.

Ob er dennoch irgendetwas vermisst? Die Antwort hört sich wie ein Klischee an, doch Jonas meint es ganz ernst. „Dass ich nicht mehr bis 20 denke, nur noch bis zwei“, sagt er. Die Weitsicht fiel ihm seit dem Testosteron schwerer, aber ruck, zuck Entscheidungen treffen, das ginge jetzt deutlich einfacher. Bei der Verabschiedung hat Jonas noch einen Ratschlag. „Da muss man aufpassen. Jungs haben so ihre Moves, die ich lange nicht richtig konnte“, sagt er.

Und dann gibt er ziemlich cool High five. ←

*** Den Namen von Jonas haben wir geändert, weil er keine Lust hat, ständig auf seine Geschlechtsveränderung angesprochen zu werden. Kann man verstehen.**

Sie sind transsexuell? Der Job gehört Ihnen!

In Argentinien hat eine Provinz entschieden: Einer von 100 öffentlichen Angestellten soll in Zukunft aus der Trans-Community stammen. Es ist ein Meilenstein in der Macho-Gesellschaft. Doch die Initiatorin des Gesetzes kann ihren Erfolg nicht mehr feiern

Von Karen Naundorf

→ In Argentinien kann seit 2012 jeder das Geschlecht wählen, dem er sich zugehörig fühlt: einfach zum Amt gehen, und schon wird aus Martin Martina – oder umgekehrt. Ohne kompliziertes Prozedere und psychologische Gutachten. Ähnlich fortschrittliche Gesetze gibt es weltweit mittlerweile auch in Dänemark, Irland und Malta. Vor Kurzem ging die Provinz Buenos Aires, ein Bundesland, das fast so groß wie Polen ist, noch einen Schritt weiter. Es gibt nun ein Gesetz für eine Transquote: Transvestiten, Transgender, Transsexuelle werden im öffentlichen Dienst in Zukunft bei gleicher Qualifikation wie die Mitbewerber bevorzugt eingestellt. Einer von 100 öffentlichen Angestellten soll bald aus der Trans-Community kommen – in Krankenhäusern, Schulen, Ämtern.

„Wir wollen damit gegen die Diskriminierung in einer Macho-Gesellschaft kämpfen“, sagt die Abgeordnete Karina Nazabal, die das Gesetz ins Parlament eingebracht hat. „Viele Transpersonen werden in Argentinien im Alter von zwölf oder dreizehn Jahren von der Familie verstoßen, müssen die Schule abbrechen, haben keine Ausbildung, landen auf dem Strich.“ Tatsächlich sind viele Transsexuelle in Argentinien Prostituierte. Die Lebenserwartung der Gesamtbevölkerung liegt im Durchschnitt bei gut 76 Jahren. Transpersonen werden im Schnitt aber nur 35 Jahre alt. Die meisten begehen Suizid, sterben an Aids oder werden umgebracht. Innerhalb von vier Wochen wurden im Herbst drei Transsexuelle in Argentinien ermordet. Darunter auch jene, die die Idee für die Transquote in Buenos Aires hatte.

„Ich bin eine Überlebende“, sagt Lohana Berkins. Es schickt sich nicht, sie nach dem Alter zu fragen, aber sie liegt mit mehr als 50 Jahren deutlich über dem Schnitt der argentinischen Trans-Community. Mit 13 Jahren stellte ihr Vater sie vor die Wahl: „Entweder du wirst doch noch ein echter Kerl, oder du gehst.“ Sie ging, landete auf dem Strich und schaffte es durch ihre enorme Willensstärke, mit 30 Jahren doch noch Pädagogik zu studieren. Heute leitet sie das Büro für Gender-Identität der Stadt Buenos Aires. „Arbeit ist ein Schlüsselthema“, sagt Berkins. Sie ist ungeschminkt, trägt Jeans und T-Shirt, die halblangen Haare hat sie zu einem Zopf gebunden. „Es kann doch nicht sein, dass die Prostitution für jemanden aus der Trans-Community der vorgezeichnete Lebensweg ist.“

Das Gesetz ist weltweit einzigartig und fortschrittlich – doch im Alltag werden Transpersonen in Argentinien nach wie vor diskriminiert. „Es gibt Länder, in denen die Politiker Gesetze verabschieden, für die es bereits einen Konsens in der Gesellschaft gibt. Dieses Gesetz folgt der umgekehrten Logik“, sagt Karina Nazabal. Die Provinz Buenos Aires möchte mit dem Gesetz dafür sorgen, dass Transpersonen in das gesellschaftliche Leben integriert werden, um Vorurteile abzubauen.

Noch wurde keine Stelle nach den neuen Bestimmungen besetzt. Wie die Provinz Buenos Aires das Gesetz in die Tat umsetzen will, muss noch ausgearbeitet werden. Dazu gehören werden sicherlich auch Fortbildungen in verschiedenen Berufen. So gibt es in Lanús, dem Bezirk, aus dem Karina Nazabal kommt, einen Gastronomiekurs für Transpersonen, in dem sie unternehmerisches Know-how bekommen. Denn wer sich selbstständig macht, braucht keine Quote. ←



Wenn man der Sprache das Männliche austreiben will, wird sie oft nicht schöner. Versuchen sollte man es trotzdem, findet unser Autor

Von Arno Frank

DA TANZEN SIE DIE ERERENDEN

→ Dieser Text handelt von der schwierigen Suche nach einer Sprache, die allen Geschlechtern gerecht wird. In den folgenden Zeilen werden die meisten der feministischen Entwürfe, wissenschaftlichen Vorschläge und akademischen Regeln für eine geschlechtergerechte Sprache aber nicht verwendet. Womit wir durch eine stilistische Entscheidung flugs zum Kern des Problems vorgedrungen wären.

Erbittert wird darüber gestritten, was unter einem fairen Sprechen und Schreiben zu verstehen ist. Manchmal gerät ein Text schon unter Sexismusverdacht, wenn er sich an den „lieben Leser“ wendet, nicht aber ausdrücklich auch an die mindestens ebenso „liebe Leserin“. Wer beide Geschlechter meint, sollte sie auch ansprechen und wäre prinzipiell mit einem herzlichen „Liebe Leserin, lieber Leser“ auf der sicheren Seite. Noch griffiger wäre eine geschlechtsneutrale Variante, etwa das substantivierte Partizip Präsens: „Liebe Lesenden“.

In diesem Sinne verschwinden an Universitäten in ganz Deutschland allmählich die Studentenwerke, weil „der Student“ offensichtlich männlichen Geschlechts ist. Es handelt sich um ein generisches Maskulinum, bei dem die männliche Form das andere Geschlecht generös mitmeint. Mit der Verwendung des generischen Femininums („Studentinnenwerk“) ist es natürlich nicht getan. Und deshalb gibt es bundesweit immer mehr Studierendenwerke. So ein Studierendenwerk entspricht dem Gender Mainstreaming, also der Gleichstellung der Geschlechter auf allen gesellschaftlichen Ebenen.

Doch es regt sich Widerstand gegen die „forcierte Gendersprache“. Linguisten ohne politische Hintergedanken weisen zu Recht auf die Tücken des Partizip Präsens hin. Die Studentin bleibt eine Studentin, auch wenn sie gerade ihre Eltern besucht. Studierende ist sie nur im Hörsaal oder in der Bibliothek, wenn sie sich gerade ihrem Studium widmet. Abends auf der Party ist sie vielleicht eine tanzende Studentin, ganz sicher aber keine tanzende Studierende – es sei denn, sie hat ihre Bücher beim Tanzen dabei.

Seit den 1970er-Jahren geben feministische Sprachwissenschaftlerinnen zu Recht zu Bedenken, dass die Sprache seit Jahrhunderten zugunsten der Männer vorgeprägt ist. Und fordern, dass sich ein modernes Verständnis vom Verhältnis Frau zu Mann auch in der Sprache abbilden sollte. Besonders umstritten aber bleiben Neuschöpfungen, die etwa die Herkunft eines Begriffs ignorieren. Als Beispiel für die patriarchale Abwertung der Frau wird gern das Adjektiv „dämlich“ genannt. Es klingt nur nach „Dame“, tatsächlich leitet es sich vom lateinischen Wort „temulentus“ (betrunken) ab. Auch erscheint es auf den ersten Blick konsequent, „man“ kurzerhand durch „frau“ zu ersetzen – doch das Althochdeutsche meinte damit ohnehin „irgendeinen beliebigen Menschen“. Es klingt nur wie „Mann“.

Wie ein reaktionärer Pedant wiederum klingt, wer unter Hinweis auf linguistische Feinheiten eine Verarmung des Deutschen beklagt. Was spricht gegen den Versuch, den Sprachwandel in eine Richtung zu lenken, an der kein vernünftiger Mensch etwas auszusetzen haben kann? So hat sich das überflüssige „Fräulein“ bereits selbst entsorgt, der „Lehrling“ unmerklich durch den „Auszubildenden“ ersetzen lassen. Geht doch!

Ob wir aber einer gerechteren Gesellschaft durch sprachliche Kosmetik tatsächlich näher kommen, muss sich noch weisen. Fragwürdig bleibt die Prämisse der geschlechtergerechten Sprache, die sogenannte Sapir-Whorf-Hypothese, nach der das Denken eines Menschen durch Grammatik und Wortschatz beeinflusst wird. Diese Theorie ist weder belegt noch bewiesen. Viele Sprachforscher halten das Sprechen für ebenso wirkmächtig wie das Handeln. Sie reden von „Sprachhandlungen“, mit denen sich bestimmte Situationen angeblich in erwünschter Weise verändern lassen. Allerdings sind sogar abwertende Begriffe wie „Neger“ oder „Zigeuner“ längst allgemein geächtet – rassistische Abwertung gibt es aber immer noch. Ein Problem, das aus der Sprache entfernt wurde, bleibt womöglich ein Problem.

Mit der sprachlichen Gleichberechtigung von Mann und Frau ist es eh nicht getan, wenn es daneben noch viele andere Geschlechtsidentitäten gibt. Das Binnen-I etwa in „LeserIn“, einst als Errungenschaft gefeiert, wird heute wegen seiner Annahme der Zweigeschlechtlichkeit oft abgelehnt. Wer alle nur denkbaren Geschlechteridentitäten in seine Ansprache einbeziehen möchte, kann den als „Gender Gap“ bezeichneten Unterstrich verwenden und die „Leser_innen“ ansprechen, je nach Lehrmeinung auch die „Le_serin“ oder die „Leser*n“. Eine Professorin in Berlin will gängige Geschlechtsvorstellungen durchkreuzen und firmiert bereits unter „Professx“.

So ein spielerisches Sprachregime lässt sich an der Akademie errichten, doch schon Unternehmen halten sich spürbar zurück. Und es ist mehr als fraglich, ob es radikale Vorschläge wie „Professx“ jemals in den allgemeinen Sprachgebrauch schaffen.

Wer es aber befürwortet, muss kein „Gender-Irrer“ sein. Wer sich dagegen sträubt, ist nicht zwangsläufig ein Sexist. Vielleicht ist die Schärfe der Auseinandersetzung aber auch ein gutes Zeichen. Denn das offene Geschlechterverhältnis unserer Tage ist nicht nur historisch beispiellos. Es ist auch sprachlos. Damit das nicht so bleibt, gilt vor allem eins: Wir müssen reden. ←

Dämlich kommt nicht von Dame, sondern vom lateinischen Wort für betrunken



Über Leitwölfe und Powerfrauen

Von Natascha Roshani

Bei dem Wort „Mutti“ denken wohl die meisten nicht unbedingt an eine politisch einflussreiche Frau. Und doch wird die Bundeskanzlerin, die mächtigste Frau Deutschlands, in der Berichterstattung immer wieder „Mutti“ genannt. Kann das wirklich nur als positives Markenzeichen zu verstehen sein, wie das Magazin „Cicero“ meint? Für die Wissenschaftlerinnen von der Freien Universität Berlin und der Leuphana-Universität Lüneburg, die sechs Monate lang 23 Medien im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung und Forschung analysiert haben, hat die mediale Darstellung von Frauen System: Weibliche Führungskräfte werden in den untersuchten Medien als „Femme fatale“ oder „listige Witwe“ tituiert – im besten Fall noch als „Powerfrau“. Das männliche Pendant dagegen ist ein „Alphatier“, ein „Leitwolf“ oder ein „Managerdenkmal“. Schon diese Formulierungen machen deutlich, wie anders die Geschlechterbilder in Tageszeitungen, Zeitschriften oder Fernsehsendungen ausfallen. Und das obwohl es sich bei den untersuchten Personen in beiden Fällen um Frauen und Männer in Spitzenpositionen aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft handelte. Frauen kommen in den Medien zudem viel seltener vor als Männer – nicht einmal jede fünfte Person ist weiblich. Betrachtet man die Berichterstattung im Bereich der Wirtschaft, sind es sogar noch weniger – insgesamt nur fünf Prozent. In der Wissenschaft spielen immerhin zwölf Prozent Frauen eine Rolle. Nur in der Politik sind es auffällig mehr – nämlich 20 Prozent. Dass der Anteil der Nennung von Spitzenpolitikerinnen sogar 30 Prozent beträgt, ist dem sogenannten Merkel-Faktor zu verdanken. Denn die Kanzlerin ist die meisterwähnte Person in allen ausgewählten Medien – von Tageszeitungen wie „Bild“ oder „Süddeutsche Zeitung“ bis hin zu Wochenmagazinen wie „Stern“ oder „Spiegel“. Durch ihre Omnipräsenz tut Angela Merkel also durchaus etwas für die Gleichberechtigung: Aufgrund ihrer Kanzlerschaft treten Frauen in den Medien verstärkt in Erscheinung und werden dadurch anders wahrgenommen.

(Auf den nächsten Seiten erfahrt ihr noch mehr über Rollenbilder in den Medien)



So sieht's aus

Frauen eher leicht bekleidet oder mit Kopftuch, Männer immer sehr, sehr busy: Wir haben mal die Bilder einer Ausgabe des Nachrichtenmagazins „Spiegel“ nach Geschlechtern sortiert

Von der Rolle

Mit dem Bechdel-Test wird anhand von drei Fragen untersucht, wie groß die Frauen-Stereotype in Filmen sind. *Sara Geisler* hat sich die bislang erfolgreichsten Filme 2015 mal näher angeschaut Illustration: Jan Robert Dünnweller



Gibt es Frauenrollen? Definitiv.
Sprechen die Frauen miteinander? Ja, und sie zicken herum wie die Männer.
Sprechen sie auch über andere Sachen als Männer? Schon.

Fazit: Den Bechdel-Test besteht der Film innerhalb der ersten fünf Minuten. Es gibt Mädels, die Jungs verprügeln, welche, die sich Pingpongballen in die Vagina stecken, und einen Protagonisten, der seine Schüler als Schwachmaten bezeichnet – die Darstellung der Geschlechter ist ausgewogen schlecht.



Gibt es Frauenrollen? Es gibt vier Frauen in sprechenden Rollen.
Sprechen die Frauen miteinander? Zweimal im ganzen Film.
Sprechen sie auch über andere Sachen als Männer? Erwartet man von einem

Dialog, dass zwei Menschen miteinander sprechen, dann nein.
Fazit: Einzige Erleichterung birgt der Gedanke, dass uns eine weitere Fortpflanzung der ausschließlich männlichen Minions erspart bleiben könnte.



Gibt es Frauenrollen? Ja.
Sprechen die Frauen miteinander? Nur, wenn es ihnen erlaubt ist.
Sprechen sie auch über andere Sachen als Männer? Kaum. Manchmal über Schminke.

Fazit: Der Mann zahlt, kauft, chauffiert, bewacht, beherrscht, dirigiert und wird zum Mittelpunkt der Welt.
 Grey: „I want you to willingly surrender yourself to me.“
 Anastasia: „Why would I do that?“
 Grey: „To please me.“



Gibt es Frauenrollen? Es gibt einige Frauen, die ziemlich badass sind.
Sprechen die Frauen miteinander? Ja.
Sprechen sie auch über andere Sachen als Männer? Sie diskutieren über kämpfen, hacken und Drohnen.

Fazit: Angesichts der vielen halb nackten Frauen mag es überraschen, aber der Film wehrt sich gegen genretypische Stereotype: Die Frauen kämpfen genauso hart, hacken um Längen besser und fahren ebenso wahnwitzig Auto wie ihre männlichen Kollegen.



Gibt es Frauenrollen? Es gibt eine besorgte Mutter und eine karrieregeile Tante, die am Ende weich wird.
Sprechen die Frauen miteinander? Vereinzelt.

Sprechen sie auch über andere Sachen als Männer? Tiefgründig unterhalten sich vor allem die weiblichen Dinosaurier.

Fazit: Es bleibt zu hoffen, dass Kinder „Jurassic World“ weder als Tierdoku sehen, noch als Vorlage für ihr zukünftiges Rollenbild verwenden.



Gibt es Frauenrollen? Ja. Frauen stellen in Bonds Welt aber eine eher aussterbende Spezies dar.
Sprechen die Frauen miteinander? Dafür müssten sie sich begegnen.

Fazit: Ein entmündigender Film. Besonders als das Bondgirl im Abendkleid mit dem Satz „You shouldn't stare“ Bonds machohaftes Verhalten kritisiert und dieser nur entgegnet: „Well, you shouldn't look like that.“ Große Ausnahme ist Miss Money Penny: schlau, schwarz und unabhängig.



Ein Hoch auf die Familie!

Noch nie waren Jugendliche in Deutschland so zufrieden mit ihren Eltern: Fast drei Viertel von rund 2.600 Befragten zwischen 12 und 25 gaben laut Shell Jugendstudie 2015 an, ihre Kinder einmal genauso oder zumindest ähnlich erziehen zu wollen, wie es ihre Eltern tun. Vor nicht allzu langer Zeit war das noch ganz anders: Mitte der 1980er-Jahre gab noch fast die Hälfte der Jugendlichen (48%) an, ihre Eltern nicht als Vorbild für die Erziehung ihrer Kinder zu sehen. Allerdings wollen gar nicht alle Jugendlichen Kinder haben. Sieben von zehn Frauen wünschen sich welche, bei den jungen Männern sind es nur sechs von zehn. Auch heiraten finden eher Frauen angesagt (51% zu 42%). Wenn es um den Beruf geht, steht bei 95 Prozent der Jugendlichen die Sicherheit an erster Stelle: Wieder sind es vor allem die jungen Frauen, die sich verlässliche Strukturen wünschen. Familie und Kinder dürfen bei ihnen nicht zu kurz kommen (68% zu 51% bei den Jungs). Und auch die Möglichkeit, in Teilzeit zu arbeiten, wenn Kinder da sind, ist ihnen viel wichtiger: 62 Prozent der Frauen wollen diese Option – aber nur jeder vierte Mann.



Unter

uns



Frauen verdienen 22 Prozent weniger als Männer.
Der Lohnunterschied zwischen den Geschlechtern ist
in Deutschland größer als in vielen anderen
europäischen Ländern und hält sich besonders hartnäckig.
Aber woran liegt das? Eine Spurensuche

Von Bernd Kramer



GENDER GAP
Bezeichnet einen großen Unterschied zwischen den Geschlechtern, der sich etwa in einer ungleichen Bezahlung von Frauen und Männern oder einer unterschiedlichen Lebenserwartung der Gruppen zeigt.

→ Warum ist Juliane Krankenpflegerin geworden? Damals, nach dem Abitur, hatte sie zuerst überlegt zu studieren. Geschichte und Biologie auf Lehramt. Oder doch Medizin. Den Körper, sagt sie, finde sie total faszinierend. „Wenn irgendjemand eine seltene Krankheit hat, bin ich die Erste, die sich schlaumacht.“

Aber jahrelang über Büchern brüten, Theorie pauken? „Ich wollte lieber gleich unter Leute“, sagt Juliane. „Mit Menschen arbeiten.“ Deswegen hat sie eine Ausbildung im Krankenhaus begonnen.

Oder doch, weil sie eine Frau ist?

In Julianes Ausbildungsjahrgang gab es genau zwei Männer. Auf der Station in der Nähe von Köln, wo die 35-jährige heute arbeitet, sind die Frauen unter sich. 86 Prozent aller Pflegekräfte im Krankenhaus sind laut Statistischem Bundesamt weiblich. Es sind fast immer Frauen, die Patienten in Deutschland den Hintern abwischen, Spritzen setzen, das Essen ans Bett bringen, die Decke ausschütteln, den Tropf wechseln, vielleicht auch die Hand halten, wenn es dramatisch wird.

Juliane sieht sich als Feministin. Sie will, dass ihre Tochter auf dem Bolzplatz den Ball ins Tor schießen darf und ihr Sohn rosafarbene T-Shirts tragen kann, ohne ausgelacht zu werden. Aber hat Juliane mit ihrer Berufswahl nicht auch ihren kleinen Beitrag dazu geleistet, dass Frauen und Männer auf dem Arbeitsmarkt noch immer so unterschiedlich dastehen?

Vor dem Gesetz sind Männer und Frauen gleich, im Job sind sie es nicht. Die Statistik zeigt: In Deutschland verdienen Frauen 22 Prozent weniger als Männer, wenn man den Durchschnittslohn aller erwerbstätigen Frauen mit dem Durchschnittslohn aller erwerbstätigen Männer vergleicht. Diese sogenannte unbereinigte Lohnkluft ist größer als in vielen anderen europäischen Ländern, und sie hält sich hartnäckig. Seit Jahren hat sich am Verdienstunterschied zwischen den Geschlechtern kaum etwas getan – trotz Frauenbewegung und obwohl sich niemand mehr über eine Frau an der Spitze der Bundesregierung wundert. Woran liegt das?

Ist eine Pflegerin für die Gesellschaft weniger wert als ein Ingenieur?

Vor Kurzem kam heraus, dass der Sandalenhersteller Birkenstock jahrelang Frauen systematisch schlechter bezahlt hatte als Männer. Mitarbeiterinnen klagten – und bekamen Recht. Die Diskriminierung war so eindeutig wie skandalös.

Auch bei der Antidiskriminierungsstelle des Bundes gehen immer wieder Beschwerden über sexistische Chefs ein. Einmal meldete sich dort eine Schlosserin und klagte darüber, dass sie 11,50 Euro in der Stunde verdiene, die männlichen Kollegen aber 19 Euro. Ihr Vorgesetzter leugnete die Diskriminierung nicht einmal: Sie sei nun mal eine Frau.

Eine Geschäftsführerin berichtete den Beratern, dass sie weniger Bonus als ihr männlicher Kollege bekomme – obwohl sie die bessere Leistungsbeurteilung habe.

Wie häufig Fälle dieser Art vorkommen, ist schwer zu sagen. Selten erklärt ein Chef so unverblümt, dass er Frauen allein wegen ihres Geschlechts weniger Lohn zugesteht. Selten ziehen die Benachteiligten vor Gericht. Und Statistikexperten

sagen: Es gibt einen Lohnunterschied zwischen Männern und Frauen, der nicht anders als durch offene Diskriminierung gedeutet werden kann. Die Kluft lässt sich aber auch noch anders erklären: Frauen nehmen seltener Führungspositionen ein – und sie entscheiden sich viel häufiger für die schlechter bezahlten Berufe. So wie Juliane, die Krankenpflegerin.

Auffällig ist, welche unterschiedliche Wege junge Männer und Frauen nach der Schule einschlagen. Die Hälfte aller weiblichen Azubis verteilt sich auf gerade einmal zehn Berufe. Der beliebteste betriebliche Ausbildungsberuf war zuletzt Kauffrau für Büromanagement. Drei Viertel aller Azubis in diesem Job sind weiblich. Vorn in der Liste waren auch Verkäuferin, medizinische Fachangestellte oder Friseurin. Der beliebteste Ausbildungsberuf bei jungen Männern war Kraft-

fahrzeugmechatroniker – in dieser Lehre liegt der Frauenanteil bei unter fünf Prozent.

Sind Frauen selbst schuld, wenn am Ende die kleinere Summe auf ihrer Gehaltsabrechnung steht? Niemand verbietet jungen Frauen, Ingenieurin oder Managerin zu werden – und dann auch gut zu verdienen. Stimmt das etwa nicht?

Henrike von Platen widerspricht dieser Sichtweise. Sie ist Unternehmensberaterin und Präsidentin des Vereins „Business and Professional Women“. Das Netzwerk setzt sich für Chancengleichheit in Beruf, Wirtschaft, Politik und Gesellschaft ein. „Frauen wählen nicht die falschen Berufe“, sagt sie. „Wir müssen uns eher fragen, warum wir so viele Frauenberufe so wenig wertschätzen.“

Die Soziologinnen Ann-Christin Hausmann, Corinna Kleinert und Kathrin Leuze haben kürzlich in einer Studie gezeigt: Der Lohn in vielen Berufen sinkt, wenn der Frauenanteil steigt. Überspitzt gesagt: Wer weiß, ob der Abstand zwischen den Geschlechtern wirklich kleiner wäre, ob Frauen wirklich besser verdienen würden, wenn sie nicht alle Krankenpflegerin lernten, sondern Kfz-Mechatronikerin? Vielleicht sinken dann nur die Löhne in den einstigen Männerdomänen.

Juliane, die Krankenpflegerin, drückt es zynisch aus: „Für die Kliniken wäre es am besten, wenn die Pflege weiterhin ein reiner Frauenberuf wäre. Dann können die Gehälter niedrig bleiben.“

Spätestens wenn die Kinder kommen, ist es mit der Karriere vorbei

Hinter der Lohnkluft zwischen den Geschlechtern steht damit am Ende eine sehr grundsätzliche Frage: Was ist ein gerechter Lohn? Jeder wird zustimmen, dass es unfair ist, wenn eine Schlosserin für die gleiche Arbeit weniger bekommt als ein Schlosser. Aber wie ungerecht ist es, dass eine Krankenpflegerin anders bezahlt wird als ein Gerüstbauer? Dass ein Ingenieur besser verdient als die Lektorin, die genauso lang studiert hat?

Dazu kommt: Das Geschlechtergefälle auf dem Lohnzettel verschärft sich mit dem Alter – wie von selbst, fast automatisch. Juliane hat 1999 ihre Ausbildung als Krankenschwester begonnen. Ihr Freund hat Bankkaufmann gelernt. Die Ausbildungsvergütungen für beide Jobs liegen nicht so weit



Bitte schön lächeln: auch so ein Beruf, den eher Frauen ausüben -
Flugbegleiterin. Obwohl sich die Anzahl der Männer über den Wolken,
die nicht im Cockpit sitzen, schon erhöht hat

auseinander. Dann heirateten sie, und allmählich kippte das Verhältnis.

2006 wurde die Tochter geboren, ein Jahr später kam der Sohn auf die Welt. Juliane setzte im Beruf aus, um sich um die Kinder zu kümmern, drei Jahre lang. 2009 hat sie ihren Job wieder aufgenommen, als Nachschwester auf einer internistischen Station. Seither arbeitet sie in Teilzeit, acht Nächte im Monat. Ihr Mann ist Vollzeit im Büro.

Ökonomisch ist das eine vernünftige Entscheidung. „Sein Gehalt ist viel höher als meins“, sagt Juliane. „Ihn in Teilzeit zu schicken wäre Schwachsinn.“ Und ihr Job lasse sich viel besser mit der Kinderbetreuung vereinbaren als der ihres Mannes: sind die Kinder im Bett, geht sie zur Wache auf die Station. Wenn sie am Morgen heimkommt, kann sie die beiden schulfertig machen und sich anschließend schlafen legen. Mit Zulagen hat sie am Ende 1.163 Euro netto. Hauptverdiener ist ihr Mann.

Das deutsche Steuerrecht begünstigt dieses Modell: Durch das sogenannte Ehegattensplitting sparen Paare immer dann besonders viel Steuern, wenn ihre Einkommen weit auseinanderliegen. So entsteht ein Anreiz, das kleine Gehalt kleiner und das große noch größer zu machen. Männer steigen auf, Frauen steigen aus.

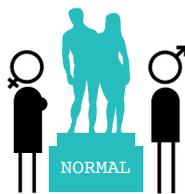
Die Zahlen aus dem Statistischen Bundesamt zeigen, dass das Modell von Juliane ziemlich gängig sein muss: Mit 20 Jahren, zu Beginn ihrer Erwerbsbiografie, liegen die Stundenlöhne von Frauen (6,64 Euro) und Männern (7,12 Euro) noch nah beieinander. Der Bruch setzt ein, wenn die Kinder kommen. Mit 30 verdienen Frauen im Schnitt 14,72 Euro, Männer 16,16 Euro. Mit 50 ist der Vorsprung der Männer (21,51 Euro) vor den Frauen (15,62 Euro) praktisch uneinholbar.

Männer machen selbst in typischen Frauenberufen schneller Karriere

Frauen, die aufsteigen wollen, würden immer wieder an die berühmte „gläserne Decke“ stoßen, sagt Henrike von Platen vom Netzwerk „Business and Professional Women“. Ganz plötzlich und ohne auf Anheb erkennbare Gründe kommen sie in ihrer Karriere nicht weiter voran. „Oben in den Führungsetagen sitzen fast nur Männer. Und Männer befördern tendenziell und oft auch unbewusst eher Männer.“

Eine Informatikerin hat sich zum Beispiel mit ihrer Geschichte an den Verein gewandt. Zeitgleich mit einem Studienkollegen hatte sie den Job bei einer IT-Firma angefangen, sie machten die gleiche Arbeit, bekamen vermutlich das gleiche Gehalt, dann kam das Kind, sie reduzierte ihre Arbeitszeit auf 20 Stunden. Ihr Kollege wurde zum Projektleiter befördert, sie blieb stecken – wer in Teilzeit arbeite, sagten ihr die Chefs, der könne keinen Leitungsposten übernehmen. Man erwarte 100 Prozent.

In den 90er-Jahren stieß die US-Soziologin Christine L. Williams auf ein merkwürdiges Phänomen. Sie analysierte die Karriereverläufe in typischen Frauenberufen. Kurioserweise machten die wenigen Männer in solchen Berufen ganz andere Erfahrungen als Frauen in Männerjobs. Sie erwiesen sich kei-



HETERO-NORMATIVITÄT Bedeutet, dass

Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit die Norm sind.

Gruppen, die sich nicht als heterosexuell definieren oder trans sind, werden dadurch ausgeschlossen und diskriminiert. Grundsätzlich kann man sich auch immer fragen: Was ist schon normal?

neswegs als Exoten mit Karrierehemmnis. Im Gegenteil: Die Männer stiegen wie in einem „gläsernen Fahrstuhl“ wesentlich schneller und selbstverständlicher in der Betriebshierarchie auf als ihre vielen, vielen Kolleginnen. Der Aufstieg scheint dabei der Profilierung zu dienen, bewusst oder unbewusst. Männer machen Karriere, um sich als richtiger Mann zu beweisen.

„Bei Männern in der Krankenpflege denken alle sofort: Das ist so einer, bei dem hat es zum Arzt nicht gereicht“, sagt Susanne, 54 Jahre alt, eine Pflegerin, die eigentlich anders heißt und lange in einer Universitätsklinik in Süddeutschland gearbeitet hat. Damals, mit Mitte 30, als sie etwas mehr Verantwortung in ihrem Job übernehmen wollte, beobachtete sie, wie plötzlich ein Mann neben ihr in den gläsernen Fahrstuhl stieg. In einem Teamgespräch hatte es eines Tages geheißt, die neu aufgebaute Abteilung in der Klinik brauche nun einen Pflegeleiter. Susanne fragte den Arzt, was es mit dem neuen Posten auf sich habe – sie könne sich das eventuell vorstellen.

„Das wird nichts“, sagte der.

„Warum nicht?“, fragte Susanne. Sie sei doch von Anfang an dabei, habe den Bereich mit aufgebaut und sogar eine zweijährige Fortbildung gemacht.

Das müsse er nicht begründen, erklärte der Arzt. Er habe schon jemanden im Blick: den einzigen Mann im Team der zwölf Pflegekräfte. Es war der Mann, den Susanne angelernt hatte.

„Die zwei hatten das längst miteinander ausgemacht“, sagt Susanne. Doch sie gab nicht nach: Sie habe sich damals „auf die Hinterfüße“ gestellt. Sie protestierte, drängte beim Personalrat, dass die Stelle ordentlich ausgeschrieben werden solle. Das wurde sie. Sie bewarb sich, ihr Kollege ebenfalls. Am Ende bekam sie doch noch die Stelle. Aber wer kämpft schon bis zum Ende?

Juliane, die Pflegerin in Teilzeit aus der Nähe von Köln, ist froh, dass ihr Mann eine Beförderung bekam. „Was soll ich um die Karriere kämpfen?“, sagt sie. „Ich habe zwei Kinder, ich habe gar nicht die Kraft dazu.“ ←

„Deutschland gehört zu den Staaten mit der größten Ungleichheit bei der Bezahlung von Männern und Frauen“, sagte der ehemalige EU-Sozialkommissar Vladimír Špidla vor ein paar Jahren in einem Interview. In der EU sind die Unterschiede nur in Estland, Tschechien und Österreich größer. Im Durchschnitt verdienen Frauen in der EU 16 Prozent weniger als Männer.

Hammer Job

Toni wird Zimmerin, Max Erzieher.
Damit sind sie ziemliche Ausnahmen. Hier erzählen
sie über ihre Erfahrungen



Meine Abizeit war stressig, und die Stadt, in der ich aufgewachsen bin, hat sich irgendwann zu eng angefühlt. Als ich mit der Schule fertig war, wollte ich so schnell wie möglich raus. Ich bin für ein halbes Jahr nach Südfrankreich gezogen und habe dort auf Bauernhöfen mitgeholfen. Schafe gehütet, Joghurt gemacht und auf dem Markt verkauft.

Als ich zurückkam, dachte ich, dass ich vielleicht Bühnenbildnerin werden möchte. Ich habe mich beworben, bin aber nicht genommen worden. Also habe ich angefangen, Theaterwissenschaften und französische Philologie zu studieren. Ein Semester lang, von Oktober bis März. Ich habe aber schnell gemerkt, dass das nicht zu mir passt. Da gab es niemanden, der so gedacht hat wie ich.

Ich wohne mit sechs anderen Leuten in einer WG. Einer meiner Mitbewohner ist Tischler, der andere Zimmermann. Und irgendwann dachte ich mir: Das würde besser zu dir passen. Was mit den Händen machen, draußen sein, nicht immer nur über Texten sitzen.

Im September habe ich dann meine Ausbildung zum Zimmermann angefangen oder besser: zur Zimmerin. Wir lernen Sägen, Mechanik und Statik. Technisches Zeichnen. Welche Holzarten es gibt. Wie man Balken miteinander verbindet und Dächer baut. In einem halben Jahr dürfen wir auf der Baustelle arbeiten.

Wir sind 26 Leute in der Ausbildung, und ich bin die einzige Frau. Damit habe ich, ehrlich gesagt, nicht gerechnet. Die Jungs und die Meister gehen zum Glück entspannt mit mir um. Nur die Maurer pfeifen mir manchmal hinterher.

Als wir auf Kennenlernfahrt waren, habe ich mit drei Jungs im Zimmer gewohnt. Ich wollte nicht, dass wir getrennt untergebracht werden. Anfangs hatte ich die Sorge, dass es nervig werden würde, wenn die nur so Jungsgespräche führen. Aber es war schön. Mit uns war noch eine andere Gruppe da: lauter angehende Erzieherinnen mit einem Erzieher. Wir haben Lagerfeuer gemacht, und die haben uns ihre Häppchen angeboten.

Ich bin klein und schlank, aber ich baue schon Muskeln auf. Und Balken trägt man sowieso nie allein. Später arbeitet man viel mit Maschinen, da ist Muskelkraft nicht mehr so wichtig. Bei uns gibt es schnelle und langsame Jungs – ich bin nie die Schlechteste. **Protokolliert von Steffi Unsleber**

Nach der Schule habe ich eine Ausbildung zum Kaufmännischen Assistenten für Informationsverarbeitung absolviert. Am Ende saß ich nur noch im Büro herum und stempelte Dokumente. Genervt hat mich auch, dass ich kaum mit Menschen zu tun hatte, sondern immer nur demselben Kollegen gegenüber saß. Ich bin dann an eine Fachschule für Sozialpädagogik gegangen. Das bedeutet zwei Tage Schule und drei Tage in einer Kindertagesstätte. Es ist schon verrückt, dass ich dort der einzige Mann bin. Immerhin gibt es 19 Erzieherinnen. Ich finde die Sonderrolle, die ich habe, aber ganz gut. Egal ob es meine Kolleginnen sind, die Mütter oder die Kinder – sie kommen alle sehr gern zu mir.

Ich glaube schon, dass Männer mit Kindern anders umgehen. Ich lasse zum Beispiel mehr durchgehen, bin oft geduldiger und nicht so streng. Nicht dass ich mir auf der Nase herumtanzen lasse. Die Kinder sind ja auch schlau und gehen dorthin, wo sie sich am meisten herausnehmen können. In meinem Freundeskreis gab es schon dumme Sprüche. Ob ich irgendwann noch mal was Richtiges machen würde und so. Auf solche Äußerungen hin habe ich dann immer angeboten, mal einen Tag mit mir zu tauschen, das wollte aber noch keiner annehmen. Oft wird die Arbeit, die ich mache, nicht gesehen oder unterschätzt. Darin zeigt sich die ganze Nichtachtung von solchen Berufen, die sehr wichtig für die Gesellschaft sind.

Viel Anerkennung bekommt man außerhalb der Kita also nicht, dafür bei der Arbeit umso mehr. Wenn ich mit den Eltern rede oder mit den Kindern, merke ich, wie froh die sind, dass mal ein Mann Erziehungsarbeit leistet. Besonders wichtig ist mir die ehrliche und direkte Rückmeldung der Kinder. Es heißt ja oft, dass die Jungs kaum noch Ansprechpartner haben, die sie verstehen. Das finde ich nicht, denn meine Kolleginnen sind bei Jungs und Mädchen gleichermaßen verständig. Andererseits sollten auch Mädchen durchaus von Männern erzogen werden, das ist ja in den Familien genauso wünschenswert. Für die Zukunft erhoffe ich mir, dass es etwas normaler wird, dass auch Männer in der Elementarpädagogik arbeiten. Ich mache jetzt genau das, was mir am meisten Spaß bereitet, aber ewig werde ich nicht in einer Kindertageseinrichtung bleiben. Ich will noch ein bisschen weiter, etwa mal die Leitung einer eigenen Einrichtung übernehmen oder zum Jugendamt. **Protokolliert von Oliver Gehrs**

Was

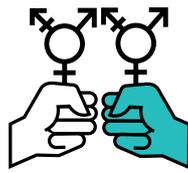
nicht



wir

Angesichts des Zuzugs von Flüchtlingen vermehren sich auch die Vorurteile: Muslime unterdrücken ihre Frauen, verschleiern sie und gefährden unsere Gleichberechtigung. Dieses Schwarz-Weiß-Bild sagt weniger über den Islam aus, als viel mehr darüber, wie wir uns selbst sehen wollen, meint unsere Autorin
Khola Maryam Hübsch

sehen



INTERSEKTIONALITÄT

Bedeutet, dass viele Personen nicht nur in einem, sondern in verschiedenen Bereichen diskriminiert werden – etwa wenn muslimische Frauen sowohl wegen ihres Geschlechts als auch wegen ihres Glaubens benachteiligt werden.

→ Plötzlich leben wir in einem Land, in dem man sich ständig Sorgen um die Sicherheit und Würde von Frauen macht. Aber nicht etwa, weil eine EU-Studie zu dem Ergebnis kommt, dass jede dritte Frau in Deutschland bereits sexuelle oder körperliche Gewalt erlebt hat. Es geht auch nicht um das häufig sexistische und frauenverachtende Rollenbild, das in der Massen- und Popkultur in Tausenden von Musikvideoclips, auf Werbeplakaten, Zeitschriftencovern und in Hollywoodfilmen verbreitet wird. Daran haben wir uns längst gewöhnt.

Es geht darum, dass die deutsche Frau vom muslimischen Mann bedroht wird. Obwohl es bislang keine Belege dafür gibt, dass es zu einer Zunahme sexueller Belästigungen durch Flüchtlinge gekommen ist. So gab das BKA im Oktober bekannt, dass Flüchtlinge nicht häufiger straffällig werden als der Durchschnittsbürger. Und der Anteil der Sexualdelikte an den von ihnen begangenen Straftaten liege bei „unter einem Prozent“.

Dennoch ist das Vorurteil, dass der muslimische Mann seine Triebe nicht beherrschen kann, immer noch weit verbreitet. Was freilich mehr über den Westen sagt als über den Islam. Solange in Deutschland noch eine prude, christlich geprägte Sexualmoral herrschte, wurde diese als Garant für Fortschritt und Zivilisation und in Abgrenzung zur „dekadenten“ muslimischen Sexualmoral idealisiert. Gleichzeitig war der Orient eine Projektionsfläche für die Fantasien des weißen Mannes: ein Ort ungehemmter Haremserotik. Der Islam eine unzivilisierte Religion der erotischen Libertinage. Doch durch die sexuelle Revolution in den 60er-Jahren änderte sich das Bild. Plötzlich wurde in Deutschland eine selbstbestimmte und freie Sexualität propagiert. Und nun galt der Islam als rigide, lust- und körperfeindlich. Das Bild, das damals wie heute vom Islam gezeichnet wird, sagt mehr darüber aus, wie wir uns selbst sehen möchten, als über die vielfältige sogenannte islamische Welt.

„Was ist der Geist von Europa? Auf jeden Fall gehört zu ihm die Hochachtung der Frau – ein großer Unterschied zur arabischen Tradition. Und das müssen die Flüchtlinge akzeptieren“, schreibt die Tageszeitung „Die Welt“ angesichts der Flüchtlingsströme. Die Überlegenheit der europäischen Kultur gründe auf der Tatsache, dass die „Europäer Maskulinität in Schach zu halten wussten“, da sie sich selbst auf den „Geist der Galanterie“ verpflichtet hatten. Der Europäer als edler Kavalier also, der Muslim als unzivilisierter Mensch, der Frauen unterdrückt. Angesichts fanatischer Islamisten mag eine derartige bipolare Sicht naheliegen, doch gerade die vereinfachende Aufteilung der Welt in Gut und Böse macht ein fundamentalistisches Weltbild aus.

Sicherlich kann nicht geleugnet werden, dass es autoritäre islamische Staaten gibt, die Menschenrechte missachten und Frauen strukturell diskriminieren (siehe auch Seite 41). Körperliche und sexuelle Gewalt gegen Frauen ist jedoch weltweit derart verbreitet, dass die Weltgesundheitsorganisation von einem „epidemischen Ausmaß“ spricht. Sie kommt in allen Ländern und in allen Schichten vor. Ob wir an den Aufruhr nach den Vergewaltigungsskandalen im hinduistischen Indien denken oder eben an häusliche und sexuelle Gewalt in Deutschland: Gewalt gegen Frauen und Sexismus sind globale Massen-

phänomene, die ihre Ursachen oft in sozialen Missständen haben.

Und dennoch ist der öffentliche Diskurs davon geprägt, Diskriminierung von Frauen zu einem Spezifikum des Islam zu erklären. Die Religion sei es, die den geistigen Humus für eine patriarchale Mentalität bilde. In der Wochenzeitung „Die Zeit“ problematisierte ein Pädagoge das Vorkommen sexueller Belästigung in Flüchtlingsunterkünften, musste aber zugeben, dass es keine genauen Zahlen gibt. Als Hauptursache für sexuelle Übergriffe machte er das traditionelle

Verständnis der jungen muslimischen Männer aus. Dabei verkennt er, dass es einen Unterschied zwischen patriarchalen Kulturpraktiken gibt, die gerade in ländlichen Regionen tatsächlich global verbreitet sind, und der islamischen Religion, die zwar mitunter als Label benutzt wird, um solche Praktiken zu legitimieren, ursprünglich einmal aber ein anderes Anliegen hatte.

Mohammed, der Prophet des Islam, versuchte trotz heftigen Widerstands die Unterdrückung der Frau zu bekämpfen. „Die Besten unter euch werden die sein, die am besten zu ihren Frauen sind.“ Das sind seine Worte. Mohammeds erste Frau Khadija war eine emanzipierte, erfolgreiche Kauffrau. Eine der wichtigsten Gelehrten des Islam ist eine Frau: Aischa, die schon im Frühislam Männer unterrichtete. Ihrem Vorbild folgend wurde 859 in Marokko eine der weltweit ersten und ältesten Universitäten von der Muslimin Fatima al-Fihri gegründet. Auf die Bildung von Frauen legte Mohammed viel Wert: „Wer zwei Töchter hat, sie gut aufzieht und ihnen Bildung zukommen lässt und die Söhne nicht bevorzugt, der erwirbt dadurch das Paradies.“ Allerdings gibt es auch frauenfeindliche Überlieferungen, die dem Propheten zugeschrieben werden, die nicht selten von einer männlichen Orthodoxie zitiert werden, um Frauen zu benachteiligen.

Dass es weltweit muslimische Feministinnen gibt, die sich gegen die Vereinnahmung des Islam durch eine frauenfeindliche Orthodoxie wehren, ist oft ebenso wenig bekannt wie die Tatsache, dass alle drei muslimischen Frauen, die in den letzten Jahren den Friedensnobelpreis bekommen haben, dafür plädieren, die Lehre des Islam als Mittel gegen patriarchale Strukturen einzusetzen. Zwei von ihnen tragen dabei ein Kopftuch.

Für die Frontfrau der deutschen Frauenbewegung, Alice Schwarzer (siehe Seite 15), ist dieses Stück Stoff ein politisches Symbol der Frauenunterdrückung. Sie übernimmt damit die Meinung derer, die tatsächlich versuchen, den Islam für politische Interessen zu instrumentalisieren. Viele muslimi-





Marilyn hat die Haare schön: Gerade Feministinnen aus christlichen Ländern sehen im Kopftuch ein Symbol der Unterdrückung. Es gibt aber viele Musliminnen, die es freiwillig tragen - als Zeichen ihres Glaubens oder auch als modisches Statement

mische Frauen möchten aber nicht zulassen, dass die Deutungshoheit über ihre Religion von Ideologen bestimmt wird. Sie leben einen spirituellen Islam, der die Gleichheit von Mann und Frau betont. Für beide Geschlechter gilt die Philosophie, die den Islam im Kern ausmacht: die Überwindung des Egos, um sich Gott hingeben zu können. Dazu gehört, leidenschaftliche Triebe mit der Vernunft zu steuern, um moralische Eigenschaften zu entwickeln. Der oft missbrauchte Begriff „Dschihad“ meint ursprünglich diesen Kampf des Menschen gegen sein eigenes Ego, gegen niedere Leidenschaften.

Die Narration vom triebgesteuerten muslimischen Mann wird jedoch gebraucht, um den westlichen Mann trotz durchsexualisierter Massenkultur als besonders zivilisiert und aufgeklärt darstellen zu können. Patriarchale Dominanz und Sexismus? Darum brauchen wir uns dann in unseren Reihen nicht mehr so sehr zu kümmern, es wird als Problem

ausgelagert und auf den muslimischen Mann projiziert. Laut einer Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung finden zwar 76,1 Prozent der befragten Deutschen, dass die muslimischen Ansichten über Frauen den westlichen Werten widersprechen würden, gleichzeitig sind aber 52,7 Prozent derselben Befragten der Meinung, dass Frauen ihre Rolle als Ehefrau und Mutter ernster nehmen müssten.

**Seltsam:
Früher galt
der Orient als
erotisches
Paradies,
heute gilt er
als prüde und
lustfeindlich**

Stutzig machen sollte auch die Tatsache, dass sich im aktuellen Diskurs über Flüchtlinge nun ausgerechnet diejenigen den Kampf gegen das Patriarchat auf die Fahnen schreiben, die bisher eher mit antifeministischen Positionen aufgefallen sind. Darunter rechtspopulistische Aktivisten, die die Frau sonst an den Herd wünschen. Spätestens hier dürfte deutlich werden: Die neuen alten Ressentiments gegen den muslimischen Mann sind auch Ausdruck eines Kulturchauvinismus, der den Feminismus vereinnahmt, um vom eigenen Sexismus und Rassismus abzulenken. ←



Gay Pride

Eigentlich sollte man denken, dass es kein großes Thema mehr ist, ob jemand schwul oder lesbisch ist. Leider ist dem aber nicht so: Noch immer werden homosexuelle Menschen Opfer von Pöbeleien oder tätlichen Angriffen. Es gibt sogar Länder, in denen Homosexuelle mit der Todesstrafe rechnen müssen – darunter Saudi-Arabien, Iran und Mauretanien. Es ist also durchaus angebracht, einmal im Jahr für die Rechte homosexueller Menschen zu demonstrieren: Am sogenannten Christopher Street Day gehen weltweit Millionen Menschen auf Gay-Pride-Paraden (unser Bild zeigt die in London) für Toleranz und gegen Diskriminierung sexueller Minderheiten auf die Straße. Sie erinnern damit auch an die Straßenschlachten, die im Sommer 1969 in der New Yorker Christopher Street ausbrachen, nachdem dort immer wieder gewalttätige Polizei-Razzien in Szenekneipen von Homo- und Transsexuellen stattgefunden hatten.

Erstmal fragen

In Saudi-Arabien werden Frauen auf geradezu absurde Weise eingeschränkt. Der reiche Golfstaat beeinflusst mit seiner strengen Islamauslegung auch andere Teile der Welt

Von Sara Geisler

→ Am 12. Dezember 2015 war es so weit: Saudische Frauen durften zum ersten Mal wählen und selbst gewählt werden. Dieser Schritt in Richtung Gleichberechtigung wurde durch ein Dekret des verstorbenen Königs Abdullah möglich. Bei genauerem Hinsehen ist er nicht mehr ganz so fortschrittlich. Denn selbst wenn sie gewählt werden: Um arbeiten zu dürfen, brauchen Frauen in Saudi-Arabien die Genehmigung eines männlichen Vormunds, egal ob Ehemann, Vater oder Bruder. Ohne dessen schriftliches Einverständnis darf eine saudische Frau weder ihren Pass erneuern noch ins Ausland reisen, weder zum Arzt gehen noch ihr Kind behandeln lassen. Sie darf nicht studieren, kein Konto eröffnen und keinen Miet- oder Handyvertrag unterschreiben.

Nach dem Global Gender Gap Index des Weltwirtschaftsforums gehört Saudi-Arabien zu den Ländern, die Frauen die wenigsten Rechte einräumen: Das Land liegt 2015 auf Rang 134 von 145. Internationale Organisationen verurteilen Saudi-Arabien aber nicht nur wegen der Diskriminierung von Frauen, sondern auch wegen der Unterdrückung der schiitischen Minderheit, des Verbots von Kritik an den Machthabern und der gängigen Praxis von Folter, Prügel- und Todesstrafe. Laut Amnesty International – der Organisation ist der Zugang zum Land verweigert – und der Nachrichtenagentur AP wurde in diesem Jahr durchschnittlich alle zwei Tage ein Mensch hingerichtet.

Weil in Saudi-Arabien kein Strafbuch existiert, liegt es vor allem im Ermessen der Richter zu entscheiden, wie bestraft wird und was überhaupt als Verbrechen gilt. So wird die „Aufforderung zu atheismischem Den-

ken“ oder eine „Kontaktaufnahme zu Personen, die gegen das Königreich sind“ auch schon mal als Terrorismus eingestuft.

Trotz der drakonischen Strafen schrecken viele Frauen- und Menschenrechtler nicht davor zurück, für ihre Rechte zu kämpfen – und protestieren, bloggen und twittern. Mit Initiativen wie der Women2Drive-Bewegung kämpfen zum Beispiel Frauen für das Recht, Autofahren zu dürfen. Dafür filmen sich Aktivistinnen wie die 36-jährige Manal al-Sharif dabei, wie sie hinter dem Steuer sitzend durch Städte fahren. Anschließend teilen sie die Bilder im Internet, wo sie ein riesiges Publikum erreichen: Die absolutistische Monarchie hat prozentual zur Anzahl der InternetUser die meisten aktiven Twitter-Nutzer sowie die höchste Anzahl von YouTube-Views pro Internetnutzer der Welt, 70 von 100 Saudis sind jünger als 30 Jahre.

Doch je öffentlicher ein Protest, umso wahrscheinlicher, dass man von der Sittenpolizei erwischt wird. Diese kontrolliert etwa, ob Frauen das schwarze Ganzkörpergewand tragen oder eben Auto fahren. Der Rechtsberater Scheich Saleh bin Saad al-Lohaidan warnte Frauen in einem Interview vor dem Autofahren, da es eine schädliche Wirkung auf die Eierstöcke habe, das Becken verforme und dies zu Missbildungen bei Babys führen würde. Obwohl es schwerfällt, sich auf eine derart absurde Argumentation einzulassen, verweisen Frauenrechtler in Saudi-Arabien darauf, dass schon die Frauen und Töchter des Propheten ambitioniert auf Pferden und Kamelen ritten, ohne Schaden zu nehmen.

Die islamische Rechtsordnung Scharia, auf welche sich die Regierung stützt, wird in Saudi-Arabien von männ-

lichen Gelehrten interpretiert, die sich wiederum an den Wahhabiten orientieren. Diese vertreten eine puristisch-traditionalistische Richtung des sunnitischen Islam und verurteilen eine zeitgenössische und plurale Auslegung. Indem es radikale und sogar terroristische Islamisierungsgruppen förderte, hat das Land seine intolerante und frauenfeindliche Ideologie in die islamische Welt exportiert und damit den Fundamentalismus gefördert. Die Anschläge vom 11. September 2001 auf das World Trade Center wurden zum Großteil von saudischen Staatsbürgern verübt, auch die Terrororganisation „Islamischer Staat“ bekam in den vergangenen Jahren viel Geld aus dem Land.

Mittlerweile hat man in Saudi-Arabien gemerkt, dass das Land selbst Opfer des Terrorismus werden könnte und ist Teil der Koalition gegen den IS geworden. Neuerdings versucht sich das Regime auch liberaler zu geben – unter anderem durch die Reform des Wahlrechts, auch wenn die eher Kosmetik als wahrer Fortschritt ist. Denn im Grunde benötigt eine Frau immer noch zwei Männer, um zu wählen: Einen, der ihr einen Personalausweis ausstellt und einen, der sie zum Wahllokal fährt. ←

Mutter oder Jungfrau

In der Bibel kommt die Frau nicht besonders gut weg. Die Frage ist aber eh immer, wie religiöse Texte von früher heute ausgelegt werden

Von Sabrina Gaisbauer

→ Das Alte Testament ist nicht unbedingt ein Manifest für Geschlechtergleichheit: Zuerst wird Eva aus Adams Rippe erschaffen, um ihm eine „Hilfe“ zu sein, die „ihm entspricht“. Gott stellt – laut Einheitsübersetzung der Bibel – auch direkt klar: „Du hast Verlangen nach deinem Mann; er aber wird über dich herrschen.“ Dann verführt sie auch noch Adam, von den verbotenen Früchten zu naschen, woraufhin beide von Gott aus dem Paradies geworfen werden. Schon mal kein guter Anfang. In einigen Texten des Neuen Testaments haben Frauen auch nicht viel zu melden: Im ersten Brief an die Korinther heißt es etwa, dass „Frauen in der Versammlung schweigen“ sollen und: „Sie sollen sich unterordnen, wie auch das Gesetz es fordert.“

Propagiert die Bibel die Überlegenheit des Mannes?

Das ist trotz der zitierten Passagen gar nicht so einfach zu beantworten, denn die Bibel bietet sowohl Argumente für das Patriarchat als auch für die Emanzipation der Frauen. Aber als das „Wort Gottes“ wurde sie eben immer wieder gern von den Mächtigen genutzt, um Privilegien zu sichern – und die Mächtigen waren in der Kirchengeschichte meist Männer. So sieht das zumindest Claudia Janssen, Studienleiterin am Studienzentrum für Genderfragen der evangelischen Kirche. „Im Neuen Testament werden fast alle Aufbruchsbewegungen anfangs von Frauen und Männern gemeinsam getragen. Im Gegensatz zu denen, die in Politik und Gesellschaft etwas zu sagen hatten. Die waren heteronormativ-männlich, frei und Römer oder gehörten der Oberschicht an“, so Janssen. „Wann immer sich feste Strukturen etablierten, etwa als im vierten Jahrhundert unter Kaiser Konstantin das Christentum Staatsreligion wurde, wurden Frauen an die Seite gedrängt.“ Diese Zurückdrängung wurde mit Zitaten aus der Bibel legitimiert. Zu den zentralen Ungleichheits-Argumenten gehören die zitierten Paulusbriefe an die Korinther. Darin wird auch die Verschleierung der Frau gefordert: „Eine Frau aber entehrt ihr Haupt, wenn sie betet oder prophetisch redet und dabei ihr Haupt nicht verhüllt“. So heißt es in der Einheitsbibel – eine weit verbreitete Übersetzung, die in Deutschland in der römisch-katholischen Kirche genutzt wird. In der evangelischen Kirche

ist die Lutherbibel das Standardwerk. Dass Bibel nicht gleich Bibel ist und sich Auslegungen je nach Entstehungs- und Lesezeitraum fundamental unterscheiden, ist wichtig für jeden, der sich mit Geschlechterfragen theologisch auseinandersetzt.

In den letzten Jahren nahm etwa die gleichheitsbetonte Bibelauslegung Fahrt auf. Sie stützt sich zum Beispiel auf das erste Kapitel Genesis, in dem es heißt: „Gott schuf den Menschen nach seinem Bild männlich und weiblich.“ Im Neuen Testament gibt es eine ähnlich gewichtige Passage: „Es gibt nicht mehr Juden noch Griechen, nicht mehr Sklaven noch Freie, nicht mehr männlich noch weiblich; denn ihr seid alle einer in Christus Jesus.“ Die Forschung entdeckt starke Frauen in der Bibel: Debora, die Richterin aus dem Buch der Richter, Mirjam und Hulda, beide Prophetinnen, die Jüngerin Tabitha. Auch Adams Rippe ist nicht mehr nur eine Rippe: „Die Schöpfung aus der Seite sieht man heute als eine Gleichwertigkeit an“, sagt Agnethe Siquans, katholische Theologin vom Institut für Bibelwissenschaft an der Uni Wien.

Auf solchen Sichtweisen basieren die Übersetzungen der „Bibel in gerechter Sprache“, die Bibelwissenschaftlerinnen und Bibelwissenschaftler im deutschsprachigen Raum vor rund zehn Jahren entwickelt haben. In den Messen der Masse sind diese Lesarten nicht angekommen. „In der Kirche kommen ganz unterschiedliche Menschen zusammen. Es gibt fundamentalistische Evangelikale, die sie ablehnen, und Progressive, die sagen, sie gehen nicht weit genug“, sagt Janssen. Die Bibel spiele zwar an der ein oder anderen Stelle mit Geschlechtsidentitäten, gehe aber nicht nennenswert über Zweigeschlechtlichkeit und eine heterosexuell orientierte Gesellschaft hinaus, sagt auch Siquans. Zudem werden Frauen immer noch an vielen Stellen über ihren Körper definiert, darüber, ob sie Mütter oder aber Jungfrauen sind.

Einerseits werden alte Rollenbilder immer wieder von religiösen Menschen oder in kirchlichen Strukturen hinterfragt – ein Teil der Frauenbewegung in der DDR organisierte sich beispielsweise unter dem Dach der Kirche. Wer heute aber im Netz nach Gender und Kirche sucht, stößt nicht nur auf Studienzentren und Gleichstellungsbeauftragte, sondern auch auf eine Menge Artikel und Bücher auf christlichen Seiten, die vor der „Gender-Ideologie“ warnen. Darunter sind auch die Soziologin Gabriele Kuby mit „Gender – eine neue Ideologie zerstört die Familie“ sowie Birgit Kelle mit „GenderGaga: Wie eine absurde Ideologie unseren Alltag erobern will“. Beide sprechen als Christinnen und haben mit ihren Büchern ein großes Medienecho erzeugt. Sie publizieren auf christlichen Portalen und vertreten ihre Positionen in Talkshows. Heute wie damals ringen die Gläubigen und Kirchen darum, was Geschlecht für sie bedeutet. Absurd, anzunehmen, dass man ihre Diskussionen – oder die anderer Glaubensgemeinschaften – auf eine einzige Position runterbrechen könnte. ←



Mutterland

In den meisten Kulturen der Welt haben Männer traditionell mehr Macht als Frauen. In der Schweiz zum Beispiel dürfen Frauen erst seit 1971 auf Bundesebene wählen, in Deutschland immerhin seit 1918. Doch es gibt auch Alternativen zu diesem Rollenmodell. Bis zu 20 voll matriachale Gesellschaften sollen noch existieren. Bei den Mosuo in Südchina (unser Bild) sind Männer für Fischerei und Vieh inklusive Schlachtung zuständig, die Frauen dagegen für Ackerbau und Haushalt. Die Kinder, die aus den hier üblichen „Besuchsehen“ hervorgehen, bleiben in der Familie der Mutter, ihren eigenen Vater kennen sie oft nicht einmal. Das zahlenmäßig größte Matriarchat sind mit drei bis sieben Millionen Menschen die Minangkabau auf der indonesischen Insel Sumatra. Dort herrscht eine matrilineare Erbfolge, das heißt, dass die Töchter Felder und Häuser von ihrer Mutter erben. Die Männer dagegen kümmern sich um öffentliche Angelegenheiten. Das Matriarchat ist kein umgedrehtes Patriarchat. Vielmehr findet man in diesen Gesellschaften Geschlechterverhältnisse, die etwas ausgeglichener sind. Probleme und Streit gibt es in Matriarchaten natürlich auch, nur werden diese seltener durch Gewalt und Autorität, sondern häufiger im Konsens gelöst. Ist das Matriarchat also die bessere Gesellschaftsform? Die Forscherin Heide Göttner-Abendroth findet zumindest, dass eine Gesellschaft, die von mütterlichen Werten ausgeht, besser dafür sorgt, die Bedürfnisse aller Menschen gleichermaßen zu erfüllen.

Oh Boy



Schaut mal alle her: Manche Männer haben schon tolle Begabungen. Die Frage ist nur, wo man sie sinnvoll einsetzen kann

Machos sind nicht mehr gefragt, Schlaffis aber auch nicht. Gar nicht so einfach, die Männerrolle neu zu definieren

Von Arne Semsrott und Oliver Gehrs

→ Mit den jungen Männern von heute könne man ja prima reden, aber manchmal wäre es eben auch ganz schön, wenn sie mal die Initiative übernähmen – einen einfach küssten, anstatt sich melancholisch am Bier festzuhalten. Mit diesem Stoßseufzer hat eine Journalistin vor fast vier Jahren eine Debatte losgetreten, die bis heute anhält. Im Groben geht es um den neuen Mann, der im Zuge der Frauenemanzipation vom selbstbewussten Macker zum vergrübelten Schmerzensmann geworden sei.

Nun kann man trefflich darüber streiten, ob es nicht schon immer weiche und harte Kerle gegeben hat (und ob es nicht eher auf die richtige Mischung ankommt) – fest steht, dass lange Zeit die Frauen im Fokus der Gleichstellungspolitik standen. Es galt schließlich, ihre strukturelle Benachteiligung in der Gesellschaft zu verringern. Nun aber macht der Mann immer mehr Probleme: Aus dem starken ist anscheinend das schwache Geschlecht geworden. Bereits in der Schule bekommen die Mädchen die guten Noten, sie erreichen bessere Bildungsabschlüsse und beginnen häufiger ein Universitätsstudium. Dafür neigen

Jungen deutlich häufiger zu Gewalt, sogar die Suizidrate ist bei Männern dreimal so hoch wie bei Frauen.

Eins ist klar: Männer müssen liefern. Familie, Schule, Freunde und Jobs richten oft gegensätzliche Erwartungen an sie. Männer sollen Verantwortung übernehmen, aber sich nicht vordrängeln. Attraktiv sein, aber auch nicht zu

hübsch. In der Schule sollen sie nicht aggressiv sein, aber beim Fußball sitzen sie auf der Bank, wenn sie nicht aggressiv genug verteidigen. Das verunsichert junge und ältere Männer, die die verschiedenen Erwartungen in unterschiedlichen Kontexten nicht miteinander vereinbaren können und von den Veränderungen der Geschlechterrollen überfordert sind. Viele fühlen sich anscheinend

bedroht durch selbstbewusste Frauen und den Verlust von gesellschaftlichen Vorteilen, die Männer früher genossen. Die männliche Identität habe „sich seit Jahrhunderten primär über die Arbeitsleistung bestimmt“ und daraus, „für die eigene Familie verantwortlich zu sein“, sagt der Soziologe Walter Hollstein, Gutachter des Eurobarometers für Männerfragen. „Bricht dieses Verständnis von Männlich-

Jungen sollen in der Schule nicht aggressiv sein, aber wenn sie beim Fußball nicht aggressiv sind, sitzen sie auf der Bank

keit zusammen, brechen auch die Grundfesten von Männlichkeit weg.“

Der Mann, das unverstandene Wesen? Dafür spricht, dass laut der neuesten Shell Jugendstudie mehr als ein Viertel der jungen Männer glaubt, dass man allein genauso glücklich sein kann wie in einer Familie. Bei den jungen Frauen finden dies nur 16 Prozent.

Männerrechtler sprechen bereits von „Genderwahn“, dem die Männer zum Opfer fielen, und gezielter Benachteiligung von Jungen – vor allem im Bildungssystem. Von der Kita bis zum Gymnasium – überall verwehre eine Übermacht von weiblichen Lehrpersonen den Jungen ihre Männlichkeit. Manche Bildungsforscher fordern, dass mehr Männer in Kindertagesstätten und Grundschulen unterrichten sollen, um Jungen Vorbilder zu bieten (dazu auch S. 35). Kritiker dieses Ansatzes halten dagegen, dass nicht allein mehr männliche Lehrer helfen, sondern mehr Nachdenken über Überforderung und Aggressionen.

Eins ist auffällig: Während viel diskutiert wird über Jungen und wie sie sein sollen, wird eigentlich viel zu selten mit ihnen selbst gesprochen. Also los in den Berliner Stadtteil Wedding, nachmittags auf einigen Schulhöfen herumgefragt: Was ist für euch eigentlich Männlichkeit, Jungs?

Für die Familie sorgen, heißt es dann, cool sein, gut Fußball spielen. Aber Einigkeit herrscht darüber nicht. Für die Familien sollen auch Frauen sorgen, findet ein Elftklässler. Cool sein habe nichts mit Männlichkeit zu tun, sagt ein Neuntklässler, das sei doch was für Macker. Und sein Freund sagt, dass er Fußball nicht mag. Er spiele lieber Tischtennis.

Und dabei wird deutlich: Die Jungen bilden keine einheitliche Gruppe und haben unterschiedliche Bedürfnisse. Ein einziger Bildungsansatz für sie alle greift offensichtlich zu kurz. Aber eins haben sie alle gemeinsam: Den Jungen ist vor allem wichtig, dass sie ernst genommen werden. Sie wollen, dass man ihnen zuhört. ←

Verkaufs



**DO YOU
STILL
BEAT
YOUR
WIFE?**

Maybe you should never have stopped. Read why in the rollicking, provocative, yet educational booklet entitled, "Why You Should Beat Your Wife", written by an eminent practitioner of this manly art. Send 15c in stamps or coin to

CO-LE SALES COMPANY
538 W. Deming Place, Chicago 14, Illinois

Schon klar, man findet auch heute noch genug Beispiele für sexistische Werbung. Aber wollt ihr hier wirklich nackte Brüste oder so sehen?

Diese Annoncen aus alten amerikanischen Magazinen sind einfach zu absurd, um sie euch vorzuenthalten



schlager

Sexismus in der Werbung ist nicht totzukriegen. Pinkfarbene T-Shirts für süße Girls und Technikbaukästen für echte Männer auch nicht. Denn viele Unternehmen leben ganz gut von Rollenklischees

Von Jan Ludwig

→ Hinter der Schokolade räkelt sich eine dunkelhäutige Schönheit. Bis auf einen offenen Mantel und die Schoki, die das Nötigste verdeckt, ist sie praktisch nackt. Eine blonde Frau versteckt ihre Brüste derweil hinter einer überlebensgroßen Erdbeere, eine andere sitzt im kurzen Kleid in einer riesigen Vanilleblüte. Wo man so für Produkte wirbt? In deutschen Kühlregalen. Genaue gesagt: auf den Etiketten von Müllermilch-Getränken, der Weihnachts-Edition natürlich. Die Nackte trägt ja eine Mütze. Oder einen offenen Weihnachtsmannmantel.

Als im November 2015 Bilder der sexistischen Verpackungen im Internet veröffentlicht wurden, kam die Empörung prompt. Unter dem Hashtag #ichkaufdasnicht äußerten (Ex-)Kunden auf Twitter ihr Unverständnis. Die Molkerei Alois Müller aber verstand die Aufregung nicht: Weder Rassismus noch Sexismus sei die Absicht gewesen, hieß es in einer Erklärung. Und überhaupt – es gebe doch viel schlimmere, nacktere Werbung!

Sexismus und Geschlechterklischees in der Werbung sind tatsächlich auch im 21. Jahrhundert noch weit verbreitet.

Verglichen etwa mit einer Idee des Bürgermeisters von Triberg ist die Gestaltung der Müllermilch-Flaschen geradezu prude. Der knapp 5.000 Einwohner große Ort im Schwarzwald warb in diesem Jahr mit der Zeichnung einer nackten Frau und dem Spruch „steile Berge, feuchte Täler“ für seine touristischen Vorzüge. Aus dem Schambereich der Frau wuchsen auf dem Bild Nadelbäume. Die Werbung mit den steilen Bergen und den tiefen Tälern zierte eine Parkhauswand hinter extra ausgewiesenen Männerparkplätzen und rief derartige Proteststürme hervor, dass der Gemeinderat beschloss, die Wand wieder weiß übermalen zu lassen.

Der Internetblumenhandel Bloomy Days bewarb seine Sträuße zum Valentinstag mit dem Satz „Je schöner die Blumen, desto schöner das Dankeschön“. Neben dem Slogan prangte eine aufspringende Blütenknospe. Außen grün, innen fleischrosa, ähnelte sie einer leicht geöffneten Vagina. Und für die, die es noch nicht verstanden hatten, wünschte Bloomy Days nicht etwa einen angenehmen, sondern einen „erfolgreichen“ Valentinstag. Frauen bekommen Blumen, Männer dafür Sex: Für

diese Meisterleistung des angewandten Mario-Barthismus wählte die Organisation Terre des Femmes den Internetblumenhandel unter die Finalisten für den „Zornigen Kaktus“ 2015. Mit dieser Auszeichnung würdigt – oder besser gesagt: entwürdigt – die Frauenrechtsorganisation einmal im Jahr besonders frauenfeindliche Werbung.

Auch wenn es nicht immer auf so plumpe Weise geschieht: Viele Branchen leben davon, einen Unterschied zwischen Männer- und Frauendingen zu machen. Autos etwa waren lange Zeit für Männer gebaut und beworben worden: Die Fahrzeuge in den Werbespots fuhr rasant um enge Bergkurven, am Steuer immer nur Männer. Dann entdeckten die Autohersteller die Frauen als neue Klientel. Der sogenannte Zweitwagen neben der dicken Familienkutsche wurde auf sie zugeschnitten: kleine, weniger PS-starke Fahrzeuge, oft in den Farben Pink oder Lila zu haben.

Dabei unterscheiden sich die Antworten nicht stark voneinander, wenn man Frauen und Männer nach ihren Lieblingsautos fragt. Doris Kortus-Schultes, Direktorin des Kompetenzzentrums Frau und Auto an der Hochschule Niederrhein, fordert deshalb, sich vom Bild des Frauenausos zu lösen: Frauen kaufen Autos tatsächlich nach anderen Gesichtspunkten als Männer, aber am Ende wählen beide eben oft die gleichen. Autowerbung, so Kortus-Schultes, sollte besser auf Frauen zugeschnitten werden: Vor allem Sparsamkeit, gutes Design und die praktische Nutzbarkeit gehören zu den Prioritäten weiblicher Autokäufer.

Der Auflösung traditioneller Geschlechterrollen folgen nun entsprechende Verkaufskonzepte: Das britische Kaufhaus Selfridges hob im Frühjahr 2015 in manchen Filialen die Grenze zwischen den Damen- und Herrenmodeabteilungen auf und präsentierte eigens angefertigte Unisex-Kleidung sowie geschlechtsneutrale Looks weiterer Labels. Diese „Agender-Kampagne“ war nur ein sechs Wochen dauerndes Experiment, doch will man laut Aussage des Unternehmens prüfen, wie es weitergehen könnte. Manche Modedesigner bieten längst ähnliche Kollektionen an: Gucci zeigte vor Kurzem Schluppen-Shirts für Männer, & Other Stories, eine Marke der H&M Group, bewarb seine „Capsule“-Kollektion mit Transgender-Models.

Grundsätzlich aber verkaufen Kleiderläden mehr, wenn es Mode für Männer und für Frauen gibt. Studierende am Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung der TU Berlin untersuchten vor einigen Monaten mehr als 500 Sprüche auf T-Shirts für Jungen und Mädchen. Ergebnis: Zu den häufigsten Wörtern auf Mädchen-T-Shirts gehörten „sweet“, „cute“ und „lovely“, bei den Jungen fanden sich vor allem Adjektive wie „cool“, „strong“ und „wild“ als Aufdruck. „Princess“ hier, „King“ da – bei den Substantiven bestanden nicht nur geschlechtliche, sondern auch hierarchische Unterschiede. Der Otto-Versand verkaufte vor zwei Jahren ein

Da es gerade sehr trendy ist, sich über Gendergrenzen hinweg zu kleiden, machen Modefirmen Unisex-Kollektionen

T-Shirt für Mädchen mit der Aufschrift „In Mathe bin ich Deko“, selbstverständlich mit Herzen neben „Deko“.

Der amerikanische Psychologe Claude Steele fand mit Kollegen in den 1990er-Jahren heraus, wie wirksam solche Klischees sein können – und wie schädlich. Steele zeigte, dass der „Stereotype Threat“ bei Mitgliedern stigmatisierter Gruppen in Testsituationen zu signifikanten Leistungseinbußen führen kann. Beispielsweise wurden Studentinnen Mathematiktests vorgelegt und ihnen gesagt, dass es in bisherigen Prüfungen große Unterschiede zwischen den Geschlechtern gegeben habe. Und siehe da: Die Frauen schnitten in der Matheprüfung

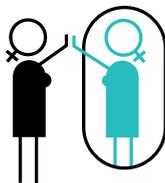
schlechter ab als Männer. In einer Kontrollgruppe wurde nichts über Geschlechterunterschiede gesagt. Dort erreichten die weiblichen Probanden ebenso gute Ergebnisse wie die männlichen. Sie waren eben nicht deko.

Die Organisation Pinkstinks, 2008 in London gegründet, setzt sich mit Kampagnen nicht nur gegen diskriminierende Werbung ein. Sondern auch gegen – aus ihrer Sicht – überkommene Geschlechterrollen. Die Farbe Pink gilt ihr als Symbol für die Rolle der dauerlächelnden, dem Mann dienenden, süßen Frau. Pink als Farbe für Mädchen ist ohnehin eine ziemlich junge Erfindung. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts war rosafarbene Kleidung für Jungen durchaus normal: Rosa galt als die weniger martialische Schwester von Rot. Und Rot stand für Aggression, also für Männlichkeit.

Dass Pink auch Kunden in den USA stinkt, musste die Warenhauskette Target erfahren. Eine Mutter aus Ohio hatte in deren Spielwarenabteilung ein rosa Schild mit der Aufschrift „Baukästen, Unterabteilung: Mädchenbaukästen“ entdeckt und es auf Twitter gestellt. Ihr negativer Kommentar dazu wurde einige Tausend Mal retweeted. Die Kette reagierte prompt mit einem Versuch in einigen ihrer Läden: kein Rosa mehr, kein Blau, auch keine nach Geschlecht getrennten Abteilungen, wo es keinen Sinn mache.

Kleinen Mädchen einzureden, dass sie von Geschlechts wegen „sweet“ und „lovely“ zu sein haben und eigene Baukästen brauchen, ist schon ziemlich schlicht. Glücklicherweise erkennen erwachsene Frauen leichter, wenn man ihnen so dumm kommt. Der Burda-Verlag kam im Jahr 2000 auf die Idee, eine Art Lifestyle-Nachrichtenmagazin für Frauen auf den Markt zu bringen. „Vivian“ wurde in einer Auflage von mehreren Hunderttausend Exemplaren gedruckt. Man wolle „für Frauen Politik anders aufbereiten“, verkündete die Chefredakteurin, ehemals Leiterin eines Modemagazins, in einem Interview. Schließlich hätten Frauen „einen anderen Zugang“.

Wer so etwas behauptet, gesteht immer auch ein: Das, was wir bisher verkaufen, ist eigentlich für Männer gemacht – oder zumindest nicht geschlechtsneutral. Den „anderen Zugang“ zur Politik wollten letztlich zu wenig Frauen haben. Nach nur drei Monaten wurde das Frauennachrichtenmagazin eingestellt. ←



CIS

Für Cis-Personen entspricht das biologische Geschlecht auch ihrer Identität. Man könnte den Cis-Mann also einfach Mann nennen, weil das aber im Gegensatz zum Transmann eine Normativität ausdrückt, bekommt er eben auch eine Vorsilbe: Cis.

Kriegerin

Im Nordirak und in Syrien verteidigen Kurden ihre Heimat gegen Islamisten und die Truppen von Baschar al-Assad. An vorderster Front kämpfen Frauen wie Siham mit

Von Dellair Youssef und Fabian Dietrich

→ Das mit der Gleichberechtigung kam erst später. Zuerst ging es ihr nur um den Krieg. Als der „Islamische Staat“ in die Kurdengebiete im Norden Syriens vorstieß, beschloss die Frau, die nun Siham heißt, sich zu wehren. „Es war total klar, dass diese Leute versuchen, uns ein Leben aufzuzwingen, das wir nicht wollen. Ich wollte meine Familie, mein Volk und mein Land schützen“, sagt sie.

Es musste schnell gehen. Die heute 28-jährige Tochter eines Gemüsehändlers, Schulabbrecherin, arbeitslos, lernte das Wichtigste über Panzerfäuste, Granatwerfer und Kalaschnikows und bekam dazu noch ein paar Anweisungen in Militärtaktik. Sie legte symbolisch ihren alten Namen und ihr altes Leben ab und wurde zu Siham. Ob sie Angst hatte? Ob sie zweifelte? Gefühle dieser Art darf sie Journalisten gegenüber nicht mehr zulassen. „Ich habe kein Privatleben mehr. Das Einzige, was mich kümmert, ist die Zukunft der Kurden“, sagt sie. Es dauerte nur ein paar Wochen, dann war sie Soldatin des bewaffneten Arms der Kurdenpartei PYD. Genauer gesagt: der Volksverteidigungseinheiten, die auch mit Frauengruppen (YPJ) in den syrischen Kurdengebieten kämpfen. In Deutschland sehen manche diese Truppe kritisch, weil sie auch Minderjährige rekrutiert haben soll und ihr (wie so ziemlich allen Parteien in diesem Bürgerkrieg) Menschenrechts-

verletzungen vorgeworfen werden. Für andere hingegen stellt sie neben den irakischen Peschmerga, die sogar von Deutschland ausgebildet und bewaffnet werden, eine der verlässlicheren Gruppierungen dar.

Obwohl die kurdische Gesellschaft nach wie vor sehr patriarchalisch ist, sind Soldatinnen vollkommen akzeptiert.



Manchmal heißt es, dass die Kämpfer des „Islamischen Staates“ Angst haben, von einer Frau getötet zu werden, weil das unehrenhaft sei

Schätzungen zufolge kämpfen zwischen 10.000 und 26.000 von ihnen aufseiten kurdischer Einheiten gegen den „Islamischen Staat“ und die Truppen des syrischen Diktators al-Assad. Nachprüfen lassen sich solche Zahlen nicht. Die Frauenbrigaden stoßen im Westen auf großes Medieninteresse, in diesem Krieg werden sie natürlich auch zu Propagandazwecken benutzt, um für die kurdische Sache zu werben.

Seit drei Jahren führt Siham nun dieses Leben, das aus einer Mischung aus Todesgefahr und Langeweile besteht. Stundenlange Feuergefechte, dann wieder wochenlanges Abwarten. Jeder Tag ist anders, erzählt sie. „Wenn wir nicht kämpfen, diskutieren wir oft gemeinsam mit den Männern über unser Leben. Es ist nicht alles traurig und ernst. Manchmal feiern wir sogar, wir tanzen und singen.“

Als Soldatin weiß Siham, dass jeder Tag ihr letzter sein kann. Erst kürzlich wurde sie in einer Schlacht verwundet. Auf der offiziellen Webseite der Frauenkampfverbände werden Porträts gefallener Kämpferinnen ausgestellt. Märtyrerinnen heißen sie im offiziellen Sprachgebrauch. Erst nach ihrem Tod werden Klarnamen und Herkunft der Frauen offenbart. Auch Ausländerinnen schließen sich den kurdischen Einheiten an. Im März 2015 starb eine 19-jährige deutsche Kommunistin im Gefecht.

Siham beteuert, dass es in den Selbstverteidigungseinheiten keine Unterschiede zwischen den Geschlechtern gebe. „Mit unserem Kampf beweisen wir, dass wir genauso viel wert sind wie Männer.“ Sie hofft, dass die Bevölkerung in den Kurdengebieten von der YPJ lernt. „Wir wollen eine Zivilgesellschaft, in der Männer und Frauen dieselben Rechte haben. Erst wenn die Frauen frei sind, werden auch die Männer frei sein“, sagt sie. ←

fluter.de



Yeah! Im
Netz
geht's weiter:
Filme &
Geschichten
auf fluter.de

WE COULD BE HEROES

Vor fast elf Jahren wurde die 23-jährige Deutsch-Kurdische Hatun Sürücü von einem ihrer Brüder erschossen, weil sie sich nach einer Zwangsheirat von ihrer Familie emanzipiert hatte. Dieser sogenannte Ehrenmord brachte vielen Menschen zu Bewusstsein, dass vor allem in manchen Familien mit Migrationshintergrund ein Frauenbild vermittelt wird, das auf Unterdrückung und Abhängigkeit beruht. Die Initiative Heroes erinnert mit ihrer Arbeit auch an Hatun Sürücü. Sie veranstaltet an Schulen Workshops und redet dort mit Jugendlichen über einen falsch verstandenen Ehrbegriff, Gleichberechtigung und Respekt. Wir haben die Heroes mit der Kamera besucht und mit ihnen gesprochen.

KEIN SEX

Und noch eine Initiative: Die Aktivistinnen von „Strike“ organisieren weltweit Sex-Streiks von Frauen, die politische Ziele durchsetzen wollen. Nach dem Vorbild von Aristophanes antiker Komödie „Lysistrata“, in der die Athenerinnen den Sex verweigern, bis der Peloponnesische Krieg beendet ist. Und sie bringen auch eine moderne Fassung von Lysistrata auf die Bühne. Lasst euch überraschen, wie erfolgreich die Aktionen sind.

Vorschau

Wir haben vor zwei Ausgaben das Thema Flucht behandelt, das ja weiterhin die Nachrichten dominiert. Viele Menschen heißen Flüchtlinge willkommen, andere haben Angst, dass es zu viele sind. Jetzt geht es vor allem darum, wie die Integration der neuen Mitbürger gelingen kann. Was passieren muss, damit sie eine Zukunft bei uns haben. Daher beschäftigen wir uns das nächste Mal mit dem Thema Integration und schauen auch weltweit nach guten Beispielen dafür. Bis dann.

IMPRESSUM

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Ausgabe 57, Thema Geschlechter, Winter 2015/16
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 0228/99515-0

Redaktion

Thorsten Schilling (verantwortlich / Bundeszentrale für politische Bildung / schilling@bpb.de),
Fabian Dietrich (CvD),
Oliver Gehrs (redaktionelle Koordination)

Fachliche Beratung

Anne Seibring

Bildredaktion

Carmen Brunner

Artredaktion

zmyk/Jan Spading

Mitarbeit

Arno Frank, Alva Gehrman, Sabrina Gaisbauer, Sara Geisler, Anne Gräfe, Khola Maryam Hübsch, Bernd Kramer, Jan Ludwig, Karen Naundorf, Asiye Öztürk, Andreas Pankratz, Natascha Roshani, Fabian Schuermann, Arne Semsrott, Ann-Kristin Schöne, Elisa Simantke, Steffi Unsleber, Dellair Youssef

Dokumentation

Kathrin Lilienthal

Schlussredaktion

Tina Hohl, Timo Ahrens

Lithografie

Meike Jäger

Redaktionsanschrift / Leserbrief

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung,
DUMMY Verlag, Torstraße 109, 10119 Berlin,
Tel. 030/300230-233, Fax -231, post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung

DUMMY Verlag GmbH, Torstraße 109,
10119 Berlin
ISSN 1611-1567
Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de
www.bpb.de

Abonnement & Leserservice

ssm system service marketing gmbh
Im Auftrag der Bundeszentrale für politische Bildung
Dudenstraße 37-43, 68167 Mannheim
Tel. 0621/33839-38, Fax 0621/33839-33
abo@heft.fluter.de

Kostenloses Abo bestellen, verlängern oder abbestellen

www.fluter.de/abo
abo@heft.fluter.de

Nachbestellungen

Publikationsversand der Bundeszentrale für politische Bildung/bpb, Postfach 501055, 18155 Rostock
Fax 038204/66-273,
E-Mail: bestellungen@shop.bpb.de
Nachbestellungen von fluter werden von 1 kg bis 20 kg mit 4,60 Euro kostenpflichtig.

Druck

Ernst Kaufmann GmbH & Co. KG, Druckhaus Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-0, info@druckhaus-kaufmann.de
www.druckhaus-kaufmann.de

Bildnachweise

Cover Dennis Busch; S.3 Espen Eichhöfer/Ostkreuz; S.4 Stacy Kranitz, Peter Stemmler/QuickHoney, Samaneh Khosravi; S.5-9 Hana Pesut; S.8 unten privat; S.10 Geoff Whaley; S.12 Stacy Kranitz; S.13 Ilana Panich-Linsman; S.14-16 Peter Stemmler/QuickHoney; S.17 Fred Dufour/AFP/Getty Images; S.18-19 Ólafur K. Magnússon/Morgunblaðið; S.20 Tobias Kruse/Ostkreuz; S.23 Claudio Santisteban/picture alliance/Demotix; S.28 Jan Robert Dünneweller; S.29 Thomas Vanden Driessche; S.30-31 Sharon Watt; S.33 Brian Finke; S.36-37 Paul Langrock/Zenit/laif; S.39 Samaneh Khosravi; S.40 PYMCA/UG via Getty Images; S.41 Carlos Latuff/Public Domain; S.43 Dave Tacon/Polaris/laif; S.44 David Ryder/Getty Images; S.49 Alexandro Auler/Redux/Redux/laif; S.50 Jan Kapitän; S.8/11/22/32/34/38/48 Peter Stemmler/QuickHoney

Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

„Wenn ich ein Junge wär’
Dann wüsste ich so gut
Was so ein junger Boy
Aus lauter Liebe tut
Ich würde in die
Schwulen-Szene geh’n
Und sexy Boys den Kopf
verdreh’n
Ich hätt’ genug Verkehr
Wenn ich ein Junge wär’“

(Nina Hagen)



Noch mehr über Nina Hagen und andere starke Frauen findet ihr im bpb-Zeitbild
„Frauen in Deutschland. Eine Geschichte in Bildern, Quellen und Kommentaren“.
Das Buch könnt ihr hier bestellen: www.bpb.de/zeitbilder

Die letzte Seite im Heft ist die erste Seite im Netz



Schreibtrisch von Florence Bruggey

Wie sieht's denn bei dir aus?
Schick ein Bild an meinzimmer@fluter.de